

# Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Zeitungszeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 2.

Sonnabend, den 12. Januar 1889.

III. Jahrgang.

**Der Belagerungszustand in Berlin. — Der österreichische Parteitag. — Großbourgeoisie, Kleinbürgerthum und Proletariat. II. — Zwecklose Geldverschwendung der Arbeiter. — § 152 und 153 der Gewerbeordnung. — Die Arbeitsbücher in Frankreich.**

**Novelle. — Ein sozialistischer Roman. — Fortschritte der elektrischen Beleuchtung. — Ein Ring zur Mehlvertheuerung. — Recht aufs Leben. — Die Sozialdemokratie in München.**

## Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die **weitere Verbreitung** dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expediteure entgegen. Am besten abonniert man bei den Expediteuren, welche zugleich die Tageszeitungen bringen.

Listen zum Sammeln von Abonnenten sowie Agitationsnummern leihweise durch unsere Expedition, Oranienstraße 23, zu beziehen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“  
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

## Die Begründung des Belagerungszustandes für Berlin.

Da der Reichstagsbericht, mit welchem die Regierung die Verlängerung des Belagerungszustandes für die Reichshauptstadt offiziell begründet, demnächst den Reichstag beschäftigen wird, so glauben wir ihn auch an dieser Stelle kurz berühren zu sollen.

Das Schriftstück beginnt mit der Behauptung, es sei im vorigen Jahre gelungen, das „sozialdemokratische Zentralkomitee bei einer geheimen Sitzung zu überfallen und die Mitglieder der strafrechtlichen Verfolgung zu überliefern.“ Diese Behauptung steht vollständig auf gleicher Stufe mit der späteren: „im Mai gelang die Auffindung einer vollständigen sozialdemokratischen Geheimdruckerei.“ Diese Druckerei war ebensowenig geheim wie irgend eine andere Berlins, sie war öffentlich bekannt, sie nahm Aufträge aller Art entgegen, sie machte auf offener Straße durch Verteilung von Zetteln Reklame für sich — und in dem Geheimbundsprozess erkannte das Gericht bekanntlich dahin, daß der Nachweis, die Angeklagten hätten ein „Zentralkomitee“ gebildet, nicht gelingen sei. Wozu braucht aber die Regierung „Beweise“? Dieser Kartellreichstag macht keine großen Ansprüche.

Darauf rechnet die Regierung offenbar auch bei der Besprechung des Majestätsbeleidigungsflugblattes und der Nothe-Zettel-Affäre. Hier sollen „mit überraschender Klarheit die wahren Anschauungen der Sozialdemokratie zu Tage getreten“ sein. Wo informiert man sich denn über diese „wahren Anschauungen“ am besten? Doch wohl kaum an polizeilicher Quelle, sondern bei den Sozialdemokraten selber. Nun hat aber der Züricher „Sozialdemokrat“ diese Vorkommnisse entschieden getadelt, die „Volks-Tribüne“ hat es noch entschiedener gethan, die Berliner Parteigenossen haben — soweit es unter dem Sozialistengesetz eben geht — Vorsorge getroffen, daß derartige Demonstrationen in Zukunft unterbleiben — die Regierung bleibt trotz alledem bei ihrer Behauptung und der Reichstag wird auch hier sich zufrieden geben.

Weiter lesen wir in dem Berichte:

Das Warten und die Kraft radikalen Geistes ließ sich weiter in dem Streite erkennen, welcher wegen der Stadtverordnetenwahlen in Berlin entbrannt war.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ und deren Redakteur als der Wortführer der Radikalen erstrebte mit seinem radikalen Vorgehen die strenge Durchführung der sozialdemokratischen Theorie. Die prinzipielle Negation der gegenwärtigen Gesellschafts- und Produktionsordnung sollte durch völliges Fernbleiben von der städtischen Verwaltung zum

praktischen Ausdruck gebracht werden, mochten immerhin gewisse Nützlichkeitgründe, wie sie von den gemäßigten Gemüthern geltend gemacht wurden, für Antheilnahme an der Stadtverwaltung und somit an den Stadtverordnetenwahlen sprechen.

Wir, als Betheiligte, haben stets dagegen protestirt, daß die Entscheidung der hier berührten, ungemein nebensächlichen Frage irgend etwas mit einer „radikaleren“ oder „gemäßigteren“ Haltung zu thun habe. Aber die Regierung muß das besser wissen, und wie seinerzeit die Gegner der Dampfer-Subventionen brauchen auch wir ja schließlich nichts dagegen zu haben, wenn man uns als „Radikale“ bezeichnet. Wir möchten nur in aller Bescheidenheit fragen, was das mit dem Belagerungszustand nach § 28 des Sozialistengesetzes verhängt werden, wo „Gefahr für die öffentliche Sicherheit droht“. Damit hat aber der Radikalismus der Gesinnung und damit haben am allerwenigsten die Stadtverordnetenwahlen etwas zu thun. Der Radikalismus der politischen Gesinnung kann doch nur darin bestehen, daß man kleinen „Errungenschaften“ sehr wenig Werth beilegt, weil man alle sozialen Einzelercheinungen und Einzelmisstände als Ausfluß eines Systems betrachtet, mit dessen Aenderung allein etwas zu erreichen ist. Wo dieser Anschauung die Wille, keinen Gewaltmittelchen viel geringere Bedeutung beilegen als dem Gegner, der an Einzelheiten haftet, die in der That öfter durch irgend einen künstlichen Druck verhindert oder befördert werden können. Wer die Person Bismarcks für die Ursache der Reaktion in Deutschland hält, wird sich leicht zu Bismarckbeleidigungen und ähnlichem hinreißen lassen. Wer die Thätigkeit Bismarcks jedoch nur als den Ausfluß eines bestimmten wirtschaftlichen Systemes betrachtet, das nur mit der stark mit feudalen Elementen durchsetzten deutschen Bourgeoisie verschwinden wird — der „Radikale“ also — hat gar keinen Grund, die „Sicherheit“ des Friedrücksruhe zu gefährden oder in ordinäres demokratisches Geschimpfe gegen den Mann auszubringen, der rascher, als es heute irgend ein Anderer könnte, die deutsche Bourgeoisie ihrer Höhe und ihrem Niedergang entgegenführt. Wir sprechen uns darüber mit Absicht so offen aus, weil selbst in Parteikreisen manchmal über den „Radikalismus“ merkwürdig gestunkert wird.

Daß gar die siegreiche Wahl im sechsten Berliner Reichstagswahlkreise als Grund für den Belagerungszustand genannt wird, ist wohl nur geschehen, um einer grotesken Leistung auch den würdigen grotesken Schluß zu verleihen.

Ein Zentralkomitee, das nach gerichtlicher Entscheidung als solches nicht nachgewiesen werden konnte — zwei Kundgebungen, die von der Partei mißbilligt wurden — ein Sieg der Radikalen, der keiner war — das sind die Hauptstützen des Regierungsberichtes — und trotzdem wird er die Billigung des Reichstages finden.

Eine Hand wäscht die andere! Gewährt die Regierung den Besitzenden neue Zölle und Subventionen — gegen die Arbeiter, so gewähren die Besitzenden der Regierung neue Vollmachten — wiederum gegen die Arbeiter. Das wird solange noch weiter gehen, als der Besitz unumschränkt herrscht. Und das Ende dieser Herrschaft kann ja nicht ausbleiben, wenn die Arbeiter die alte politische Mäßigkeit bewahren — mit oder ohne Belagerungszustand.

## Der Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie in Gainsfeld.

Seit dem 1. Januar 1889 giebt es wieder eine geeinigte sozialdemokratische Arbeiterpartei in Oesterreich, die ihr klares Programm hat und welche alle zielbewußten Elemente in festgeschlossener Solidarität umfaßt. Der Parteitag hat die kühnste Erwartung Aller weit übertroffen und die Erinnerung an diese Tage wird Jedem unvergänglich sein, der das Glück hatte, sie mitzuerleben.

Wir alle wußten — lesen wir in der Wiener

„Gleichheit“ — daß in weiten Kreisen der Partei das Gefühl lebendig sei, daß der alte Streit nun ausgetragen, die Wiedervereinigung eine Nothwendigkeit sei. Aber wohl Keiner ahnte, daß dieses Gefühl mit solcher überwältigenden Kraft und Einstimmigkeit zum Ausdruck kommen werde. Niemals noch wurde das Programm einer Partei mit solcher Einmüthigkeit festgesetzt. Aus 13 Kronländern, aus über 40 Orten waren 80 Genossen anwesend, die, wie unzählige Briefe und Telegramme beweisen, in Uebereinstimmung mit ihren Parteigenossen sich befanden. Deutsche, Tschechen, Polen, Ruthenen, Slovenen und Italiener gaben sich das Gelübde, auf diesem Boden den Emanzipationskampf zu führen.

Bei der namentlichen Abstimmung über die Prinzipien-Erklärung stimmten von den bis dahin eingetroffenen 73 Theilnehmern 69 mit Ja, drei mit Nein und ein Genosse enthielt sich der Abstimmung. Von diesen vier Genossen stimmten drei übrigens für alle anderen Resolutionen, auch für jene, welche die Vereinigung zum Ausdruck brachte, welche somit einstimmig angenommen wurden.

Die überwältigende Nothwendigkeit, den heiligen Kampf in geöffneter Reihe zu führen, trat so überzeugend hervor, daß selbst der Widerspruch, der von Seite eines Einzelnen erhoben wurde, nothgedrungen in das Versprechen ausklangen mußte, trotz der Meinungsverschiedenheiten im Einzelnen keinen Versuch zu machen, die Arbeiten der Partei zu stören.

Das österreichische Proletariat hat nunmehr wieder eine würdige Vertretung seiner Interessen: eine sozialdemokratische Arbeiterpartei. Möge aber in allen Genossen das Bewußtsein wach sein und wach bleiben, daß der Parteitag in Gainsfeld, wie er das Ende des Parteizwistes ist, der Anfang der Parteiarbeit sein muß. Was bis jetzt geleistet ist, nichts mehr als die Bahnung des Weges. Was geschehen muß, ist, ihn zu betreten und nicht zu rasten, bis das Ziel erreicht ist: die Befreiung der Arbeiterklasse. Vorwärts!

Von den gefaßten Resolutionen erscheint uns als die wichtigste die „Prinzipienerklärung der sozialdemokratischen Partei Oesterreichs“, die wir daher in ihrem Wortlaute zum Abdruck bringen:

Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Oesterreich erstrebt für das gesammte Volk ohne Unterschied der Nation, der Rasse und des Geschlechtes die Befreiung aus den Fesseln der ökonomischen Abhängigkeit, die Befreiung der politischen Rechtlosigkeit und die Erhebung aus der geistigen Verkümmern. Die Ursache dieses unwürdigen Zustandes ist nicht in einzelnen politischen Einrichtungen zu suchen, sondern in der das Wesen des ganzen Gesellschaftszustandes bedingenden und beherrschenden Tatsache, daß die Arbeitsmittel in den Händen einzelner Besitzender monopolisirt sind. Die Besitzer der Arbeitskraft, die Arbeiterklasse, wird dadurch zum Sklaven der Besitzer der Arbeitsmittel, der Kapitalistenklasse, deren politische und ökonomische Herrschaft im heutigen Staate Ausdruck findet. Der Einzelbesitz an Produktionsmitteln, wie er also politisch den Klassenstaat bedeutet, bedeutet ökonomisch steigende Massennarmuth und wachsende Verelendung immer breiterer Volksschichten.

Durch die technische Entwicklung, das kolossale Anwachsen der Produktivkräfte erweist sich diese Form des Besitzes nicht nur als überflüssig, sondern es wird auch tatsächlich diese Form für die überwiegende Mehrheit des Volkes beseitigt, während gleichzeitig für die Form des gemeinsamen Besitzes die notwendigen geistigen und materiellen Vorbedingungen geschaffen werden. Der Uebergang der Arbeitsmittel in den gemeinschaftlichen Besitz der Gesamtheit des arbeitenden Volkes bedeutet also nicht nur die Befreiung der Arbeiterklasse, sondern auch die Erfüllung einer geschichtlich notwendigen Entwicklung. Der Träger dieser Entwicklung kann nur das Klassenbewußte und als politische Partei organisierte Proletariat sein. Das Proletariat politisch zu organisiren, es mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen, es geistig und physisch kampffähig zu machen und zu erhalten, ist daher das eigentliche Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Oesterreich, zu dessen Durchführung sie sich aller zweckdienlichen und dem natürlichen Rechtsbewußtsein des Volkes entsprechenden Mitteln bedienen wird. Uebrigens wird und muß sich die Partei in ihrer Taktik auch jeweilig nach den Verhältnissen, insbesondere nach dem Verhalten der Gegner zu richten haben. Es werden jedoch folgende allgemeine Grundsätze aufgestellt:

1. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Oesterreich ist eine internationale Partei, sie verurtheilt die Vorrrechte der Nationen ebenso wie die der Geburt, des Besitzes und der Abstammung und erklärt, daß der Kampf gegen die Ausbeutung international sein muß wie die Ausbeutung selbst.

2. Zur Verbreitung der sozialistischen Ideen wird sie alle Mittel der **Oeffentlichkeit**, Presse, Vereine, Versammlungen, voll ausnützen und für die Befreiung aller Fesseln der freien Meinungsäußerung (Ausnahmegesetze, Presz-, Vereins- und Versammlungsgesetze) eintreten.

3. Ohne sich über den Werth des **Parlamentarismus**, einer Form der modernen Klassenherrschaft, irgendwie zu täuschen, wird sie das allgemeine, gleiche und direkte **Wahlrecht** für alle Vertretungskörper mit Diätenbezug anstreben, als eines der wichtigsten Mittel der Agitation und Organisation.

4. Soll noch innerhalb des Rahmens der heutigen Wirtschaftordnung das Sinken der Lebenshaltung der Arbeiterklasse, ihre wachsende Verelendung einigermaßen gehemmt werden, so muß eine lädenlose und ehrliche **Arbeiterchutzgesetzgebung** (weitergehende Beschränkung der Arbeitszeit, Aufhebung der Kinderarbeit u. s. f.), deren Durchführung unter der Mitkontrolle der Arbeiterklasse, sowie die unbehinderte **Organisation** der Arbeiter in Fachvereinen, somit volle **Koalitionsfreiheit** angestrebt werden.

5. Im Interesse der Zukunft der Arbeiterklasse ist der obligatorische, unentgeltliche und konfessionslose **Unterricht** in den Volks- und Fortbildungsschulen, sowie unentgeltliche Zugänglichkeit höherer Lehranstalten unbedingt erforderlich; die notwendige Vorbedingung dazu ist die Trennung der Kirche vom Staate und die Erklärung der Religion als Privatfache.

6. Die Ursache der beständigen Kriegsgefahr ist das stehende Heer, dessen stets wachsende Last das Volk seinen Kulturaufgaben entfremdet. Es ist daher für den Erfolg des stehenden Heeres durch die **allgemeine Volksbewaffnung** einzutreten.

7. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei wird gegenüber allen wichtigen politischen und ökonomischen Fragen Stellung nehmen, das Klasseninteresse des Proletariats jederzeit vertreten und aller Verbündelung und Verhüllung der Klassenverhältnisse, sowie der Ausnützung der Arbeiter zu Gunsten von herrschenden Parteien energisch entgegenwirken.

Die übrigen Resolutionen betrafen die Einigung der Partei, die politischen Rechte, die Arbeiterschutzgesetzgebung und „Sozialreform“, die Presse, die gewerkschaftliche Organisation, das Unterstützungswesen, die Arbeiterkammern, die Volksschule, und sie alle brachten den sozialdemokratischen Standpunkt zum einmüthigen Ausdruck.

Möge die Jahreswende auch für unsere österreichische Bruderpartei eine Wende zu raschestem Aufschwunge bedeuten!

## Großbourgeoisie, Kleinbürgerthum und Proletariat.

### II.

3 In Frankreich, dem wir uns jetzt so hell einmal zuwenden wollen, nimmt der Kampf zwischen dem Groß- und Kleinhandel in den letzten Jahren die schroffsten Formen an.

Der Großhandel jagt mit rasender Schnelle den Kleinhandel auf. Die Zahl der Handelsfirmen ist von 1873—1886 von 16 710 auf 16 570 gesunken.

Die Zahl der Handelsbankerotte betrug dagegen in Frankreich

1840 . . . . .	2618
1854 . . . . .	3691
1860 . . . . .	4041
1865 . . . . .	4839
1869 . . . . .	6040
1875 . . . . .	5361
1880 . . . . .	6295
1881 . . . . .	6795
1882 . . . . .	7261
1883 . . . . .	6966

Die Zahl der Bankerotte hat sich also fast verdreifacht, und wer zählt die Menge der kommerziellen Kleinbetriebe, die ein jämmerliches Scheinleben fristen.

Diese Thatsachen überraschen nicht, wenn man bedenkt, welche Konzentration des Kapitals und Betriebes die großen Pariser Magazine darstellen. Der „Bon Marché“ (Bouicaut) hatte bereits 1878 einen Jahresumsatz von 60—70 Millionen Franks, kam also ungefähr 900 kleinen Magazinen gleich. Gegenwärtig beträgt der Umsatz der betreffenden Firma über 100 Millionen pro Jahr und repräsentiert ungefähr Kapital und Umsatz von 1500, nach Manchen 1800 kleinen Magazinen. Die Zahl des Personals vom Bon Marché ist auf 1057 angegeben, die Zahl der direkt für seine Waarenlager oder Fabriken arbeitenden Personen steigt in die Hunderttausende.

Der „Louvre“ hat ungefähr gleichen Umsatz und Umsatz, das in seinen Magazinen beschäftigte Personal beträgt 1289. „Printemps“ und etliche andere große Firmen sehen „Bon Marché“ und „Louvre“ nicht viel nach.

Wie groß die Kostenersparniß in Folge des konzentrierten Betriebes ist, zeigt z. B. die eine Thatsache, daß der „Bon Marché“ an Staat, Departement und Kommune nur 189 573 Franks Patentssteuer zahlt, während 1500 kleine Magazine 412 245 Franks zahlen mußten. Der Aufschwung des Bon Marché, Louvre u. hat natürlich Tausenden von kleinen Magazinen das Lebenslicht ausgeblasen; und jede neue Abtheilung, jede Spezialität, welche die großen Magazine bei sich einführen, zieht den Ruin weiterer Tausende nach sich.

Am ersten und schnellsten erliegen die Kleinbetriebe derjenigen Viertel, in denen ein Niesenmagazin seinen Sitz aufschlägt, der Konkurrenz. Diese Letzteren lassen daselbst kein kleines Magazin aufkommen oder prosperiren. Nach und nach absorbiren sie allbald den Kleinhandel der Stadt überhaupt, sie verurtheilen sogar den der Provinz zu einem kümmerlichen Dahinvegetiren. In allen Stadt-

vierteln stößt man auf geschlossene kleine Läden, vor denen Zettel wie folgt für den Ausverkauf vertheilt werden: „Unser bis dahin blühendes Geschäft ist von den Vampyren der großen Magazine gemordet worden. Vom Großhandel ruiniert, wollen wir den noch vorhandenen Vorrath zu Schleuderpreisen verschlecken“. Der Kleinhandel der Provinz kämpft vergeblich gegen die Konkurrenz des konzentrierten Handelsbetriebes. In Angers z. B. haben vor etlichen Wochen 120 kleine Kaufleute ein Syndikat gebildet, „um gegen die unheilvolle Konkurrenz der großen Pariser Magazine zu kämpfen“. In Blois, Tours und vielen anderen Städten bestehen seit Jahren Verbände der Kleinhändler mit dem gleichen Zweck. Dieser wird auch durch mehrere in Paris bestehende Vereine und Verbände verfolgt, welche ihre eigenen Organe zur Wehr gegen den Großhandel haben, so die „Crisse commerciale“ und die „Revendication“.

Wie die Kleinindustriellen, so haben auch die Kleinhändler ihr Vertrauen in die bürgerlich-radikale Partei gesetzt und hoffen von kleinlichen Palliativen eine Rettung. Die Radikalen haben denn auch ihrer Wahlhundschaft zur Liebe ein neues, armseliges Bankerottgesetz zu Stande gebracht, welches die Kleinbürger vor dem Sturz in das Proletariat bewahren soll! Der „anständige und unglückliche“ Bankerotteur, nämlich derjenige, der einen Ausgleich mit seinen Gläubigern zu Stande bringt, bewahrt seine bürgerlichen Rechte. Zum Ausgleich mit den Kreditoren gehört aber ein Kapital, und da statistisch festgestellt ist, daß 70 pCt. der Fallirenden kein Kapital besitzen, so kommt die bethelhaftige Wohlthat des neuen Gesetzes nur 30 pCt. zu Gute. Zu gleich wichtigen Resultaten wird es führen, wenn die gegenwärtige starke Agitation behufs Einführung einer neuen Gewerbe- und Patentssteuer ihr Ziel erreicht. Die Welt des französischen Kleinhandels setzt Alles in Bewegung, um von den Staatsgewalten ein dahin abzielendes Gesetz zu erhalten, das der Ausdehnung der großen Magazine Einhalt gebieten soll.

Durch Versammlungen und Veröffentlichungen suchen die interessirten Kreise die öffentliche Meinung für den Plan zu gewinnen. In den letzten Wochen hatte die „Liga für Vertheidigung der Interessen der Arbeit, des Handels und der Industrie“ eine Versammlung im Trocadero einberufen, welche gut 5000 Personen aus dem Mittelstande vereinte. Die Versammlung zeigte die Nothlage, aber auch die Verblendung des Kleinbürgerthums. Nach langen und durchaus begründeten Jeremiaden über den Nothstand des Kleinhandels, der Kleinindustrie gelangte man nicht etwa zu dem logischen Schluß, daß das, was gesellschaftlich produziert wird, nicht in Privatbesitz übergehen, und daß nur eine Vergesellschaftung Wandel schaffen kann — sondern man beschloß, die Staatsgewalten aufzufordern, binnen kurzem das Patentgesetz einer Reform zu unterziehen, die Patentssteuer zu einer proportional progressiven zu machen in Rücksicht der Höhe des Miethwerths der benutzten Räumlichkeiten, der Zahl des angestellten Personals und endlich der Zahl und Natur der verschiedenen Industrieprodukte, welche ein Magazin hält. Trotz des Bestandes mehrerer radikaler Politiker wird das Projekt schwerlich Gesetz werden, die Großbourgeoisie hält nicht umsonst das politische Heft in den Händen, sie wird sich nicht an ihre Privilegien rühren lassen.

Uebrigens sogar wenn das neue Gesetz zu Stande kommen sollte, vermag es nichts an dem Entwicklungsgang der ökonomischen Verhältnisse zu ändern. Auch für den Handel heißt es: größere Produktivität und kleinere Anzahl von Betrieben. Beim kommerziellen wie beim industriellen Kapital geht die „Konzentration“ der „Sozialisirung“ voraus. Alle Anstrengungen, den Aufsaugungsprozess aufzuhalten, erweisen sich fruchtlos, sie sind nur von kennzeichnender Bedeutung für den Umfang, den derselbe bereits gewonnen.

Charakteristisch für die verzweifelte Lage und die hirnlose Rathlosigkeit des Kleinbürgerthums in Frankreich ist auch der Umstand, daß sich der Boulangerismus seine Gefolgschaft nicht nur aus der reaktionären Landbevölkerung, sondern auch aus dem radikalen Kleinbürgerthum der Städte holt. Bisher zum Lager der Radikalen gehörend, von diesen seit Jahren vergeblich eine Besserung ihrer Lage erwartend und deren unfähige Dymnast zur Lösung des Konflikts bemerkend, glauben sie in dem geistlos pflügenden General den Heiland entdeckt zu haben, der einen Umschwung herbeiführt.

Wie das Kleinbürgerthum auf ökonomischem Gebiete seinen Nothstand nicht durch einen energischen Fortschritt, sondern ängstliches Rückwärtsweichen zu kuriren sucht, so verfällt es auch auf politischem Terrain der Reaktion und beschleunigt durch beide Handlungswesen seinen Vernichtungsprozess. Die Fähigkeit, mit der es daran festhält, sich trotz der Thatsachen mit der Großbourgeoisie eins sein zu wollen, erinnert an den Spruch, daß die Götter denjenigen mit Blindheit schlagen, den sie verderben wollen. Das Großkapital kann in seinem Aufsaugungsprozess nicht einhalten, bis das Kleinbürgerthum vernichtet, das Kleinkapital in den Händen der Bourgeoisie par excellence konzentriert ist. Die Expropriation, welche das Großkapital täglich am Kleinkapital übt, bereitet seine eigene Expropriation durch die Gesellschaft vor, erleichtert und beschleunigt sie.

Im Interesse der Gesellschaftsentwicklung liegt es nicht, den Kleinbetrieb aller Art zu schützen; ihr ist im Gegentheil durch dessen Verschwinden nur gedient. Der Kleinbetrieb, ganz gleich, ob er zu gesellschaftlichen oder zu privaten Zwecken geschieht, läuft stets auf einen wirtschaftlichen Verlust an Zeit und Kraft hinaus, er kann nie die Vortheile des Großbetriebes, dessen Aus-

giebigkeit und Kräfteparung bieten. Der kommunistische Staat fordert aber, damit alle Bedürfnisse aller Gesellschaftsglieder möglichst vollkommen befriedigt werden, die denkbar ausgiebigste Produktivität bei denkbar niedrigster Verausgabung von Zeit und Kraft. Zu dieser Forderung steht der Kleinbetrieb in Widerspruch. Der Kleingewerbetreibende selbst hat aber in einer solchen Gesellschaft durchaus kein Interesse daran, seinen Folgebetrieb über Wasser zu erhalten, da ihm die Gesellschaft gegen die Bürgerpflicht der zu leistenden gesellschaftlichen Arbeiten, Befriedigung seiner Bedürfnisse verbürgt, solange dieselben nicht in feindseligem Gegensatz zu dem Gemeinwohl stehen.

Will sich der Kleinbürger über die gegenwärtige Nothlage hinwegsetzen, so hat er nicht an das Abgestorbene, sondern an das Werden zu appelliren, er muß sich an die Klasse anschließen, welche die Zukunft, das neue gesellschaftliche Leben vertritt. Es ist dies einzig und allein das Proletariat, und das Kleinbürgerthum wird um so stärker zu einem Bündniß mit diesem gedrängt, da beide nicht nur für die Zukunft gemeinsame Ziele und Bestrebungen, sondern auch in der Gegenwart den gleichen Feind haben. Je inniger sich das Kleinbürgerthum an den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse anschließt, um so widerstandskräftiger erweist er sich für den Moment, um so schneller schlägt die Befreiungsstunde. Einen geradezu unverzeihlichen Selbstmord begeht es, wenn es in Todesnöthen in das Horn der Reaktion stößt, in das Salakki zur Sehzagd gegen das Proletariat einstimmt. Die politische Unfreiheit des Proletariats rächt sich durch den schnelleren ökonomischen Ruin und die größere politische Abhängigkeit des Kleinbürgerthums. Thöricht, dreimal thöricht der Kleinbürger, welcher die Günst des Gottes Kapital durch Opferung der Arbeiterklasse zu erkaufen sucht. Der Minotaurus wird aus der Opferpreise nur Kraft und Appetit ziehen, auch den Opfern prompt zu verschlingen.

## Zwecklose Geldverschwendung der Arbeiter.

In der amerikanischen „Brauerzeitung“ lesen wir über die Gründung von allen möglichen genossenschaftlichen Unternehmungen folgenden Artikel, den wir als beachtenswerth wiedergeben, obwohl wir seine Anschauungen nicht in allen Punkten theilen:

Konsum-, Spar-, Bau-Vereine und auch die heutigen Produktiv-Genossenschaften sind Versuche, die Arbeiterfrage dadurch zu lösen, daß man die Arbeiter selbst zu Kapitalisten macht.

Nun bringen es solche Organisationen allerdings fertig, den kapitalistischen Geist der Ausbeutung, des trassiesten Egoismus und einen völligen Stumpfsinn gegen die allgemeinen Interessen in ihre Mitglieder zu pflanzen, sie für den Klassenkampf der Arbeiterklasse unbrauchbar zu machen; aber auf eine bessere materielle Stufe haben sie bis heute die Arbeiterklasse noch nicht gehoben und sie werden es auch niemals thun.

Daß derartige Gründungen den Kapitalisten eher willkommen, als schädlich erscheinen, beweist die völlige Gleichgültigkeit, mit der sie dieser zwecklosen Geldverschwendung der Arbeiter zusehen. Ja, sie sehen sogar sehr gern, wenn die Arbeiter ihre am Munde abgedarbtten Ersparnisse in Konsum- und Bauvereine anlegen.

Woher kommt das?

Ein eifriger Vorkämpfer für diese Organisationen in England, schreibt in einer Geschichte der „Pioniere von Rochdale“ wörtlich Folgendes:

„Was mag diese Sympathie veranlassen? Es ist nicht anzunehmen, daß die „gebildeten Kreise“ auf Grund ihrer „Bildung“ zu einem klaren Bild gelangen über die ökonomischen Vortheile, die ihnen die Dividendenjäger der Konsumvereine in Form erniedrigter Löhne sichern; aber vielleicht liegt diese Sympathie, in einem tieferen und ernsteren Sinne des Wortes, in ihrer Unbildung.“

„In manchen Fällen haben die Genossenschaften ganz tüchtige Menschen demoralisirt, dadurch, daß sie in Jenen, die niemals vorher etwas besaßen und auch nie vorher trachteten, etwas zu besitzen, einen übermäßigen Trieb zum Sparen und Erwerb von Besitz erweckten. Viele haben unter dem Einfluß dieser Genossenschaften über allen Dividenden ihren Gemeinsinn verloren. Ich kenne Genossenschaftler sowohl als Chartisten, welche die größten Schreier nach sozialer und politischer Reform waren, heute aber nichts schmerzlicher wünschen, als eine konservative Regierung, und es verabscheuen, einer öffentlichen Versammlung an einem noch so schönen Abend beizuwohnen, während sie im ärgsten Sturm, wie eine Schlange durch den Sumpf, einem guten Gewinn nachtriefen würden. Sie haben Geschmack am Besitz gefunden, — ihr Gemüth aber ist verhärtet.“

So weit der Verfasser, und Jeder, der die Wirkungen solcher Genossenschaften beobachtet hat, muß ihm Recht geben.

Alles, was die einheitliche Organisation der Arbeiterklasse untergräbt, Alles, was hemmend auf ihre lebensfähige Entfaltung einwirkt, Alles, was sie gefügiger macht, wird von Seiten des Kapitalismus unterstützt und gefördert. Welches wirksamere Mittel konnte es aber geben, als den Arbeiter seiner Gesinnung nach zum Kapitalisten zu machen!

Die Profitwuth ist ein gefährlicher Talisman, sie wirkt demoralisirend auf jeden Arbeiter, der mit ihr in Berührung kommt und zerstört das Solidaritätsgefühl der Arbeiterklasse. Und welche materiellen Folgen haben solche Genossenschaften für die Arbeiterbewegung? Nun, daß dadurch der Arbeitslohn noch mehr sinkt.

Ihre Bestrebungen zielen darauf hin, für die Arbeiter billigere Lebensbedingungen herbeizuführen.

Der Arbeitslohn wird aber durch die Höhe der durchschnittlichen Bedürfnisse des Arbeiters bestimmt. Bringen die Arbeiter es fertig, durch solche Genossenschaften, sich billigere Lebensbedingungen zu verschaffen, dann ist die natürliche Folge, daß der Kapitalist auch um so viel die

Löhne reduzieren wird. Die Lage der Arbeiter wird also um nichts gebessert; aber der Arbeiterbewegung wird durch solche Gründungen eine Zwangsjacke angelegt.

Nur ein einziges Beispiel ist uns bekannt, wo der Charakter einer solchen Genossenschaft zum Besten der Arbeiterbewegung sich gestaltet hat, und das ist in Belgien.

In Gent haben die Sozialisten eine Coöperativ-Bäckerei errichtet und später damit noch verschiedene andere Etablissements (Apothek, Buchdruckerei u.) verbunden, deren Reinertrag zur Unterstützung der dortigen Arbeiterpartei verwendet wird, während sich die Mitglieder mit dem Vortheil begnügen, gutes Brot zu konsumieren.

An allen andern Orten, wo solche Genossenschaften noch dominieren, ist die Lage der Arbeiter noch keine bessere geworden, jedoch die Arbeiter sind um so hoffnungsloser versimpelt.

Für die Prinzipien der Klassenbewussten Arbeiterbewegung sind solche Genossenschaften beinahe unzugänglich, es ist daher ein Trost für den zielbewussten Proletarier, daß das Zeitalter der nationalen und internationalen gewaltigen Kapitalströme mit solchen would-be- (wörtlich: sein wollenden) Kapitalisten schnell aufräumt.

Die Konzentration unserer Produktionsmittel vollzieht sich in immer schnellerem Tempo, immer näher rücken wir der ökonomischen Periode, wo die selbsthilfflerischen Genossenschaften unter den Arbeitern durch die ökonomischen Thatfachen weggefeht werden. Sie liegen nicht auf dem Wege der Zukunft.

## § 152 und 153 der Reichs-Gewerbeordnung.

(Zur Belehrung der Gewerkschaften.)

□ Unklarheit über die Bedeutung und die Tragweite der gesetzlichen Bestimmungen, auf welche die Arbeiterbewegung Rücksicht zu nehmen hat, muß unfehlbar zu Mißgriffen und zur schwereren Schädigung der Bewegung führen. Wenn man die Einschränkungen, welche in den Gesetzen enthalten sind, zu geringe achtet und das Erlaubte überschätzt, wird man sehr häufig das mit Mühe und in großer Hoffnung Aufgebaute gerade dann zerstört sehen, wenn man sich anschiebt, die Früchte zu ernten. Wenn man wieder die Bedeutung der Beschränkung zu schlimm nimmt, wird man das Erlaubte nicht gehörig ausnutzen und deshalb der Vortheile ermangeln, die man aus der gesetzlichen Vergünstigung ziehen kann.

Was die Gesetze bedeuten, ist freilich nicht immer aus dem Wortlaut derselben klar und oft sogar unter den Rechtsverständigen streitig. In solchen Fällen muß man der Auslegung die ergangenen Urtheile des höchsten Gerichtshofes zu Grunde legen, so wenig man vielleicht auch selbst mit diesen Auslegungen übereinstimmen mag. Die Staatsanwaltschaft wird in der Regel, wenn von unteren Gerichten eine andere, den Angeklagten günstigere Auslegung angenommen wird, das Urtheil des höchsten Gerichtshofes anrufen und das günstigere Urtheil vernichten lassen.

Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Zeit der höchste Gerichtshof seine Ansicht ändert — dies kommt sogar nicht gar selten vor — aber einerseits sind diese Änderungen fast nie der Arbeiterbewegung günstig gewesen und andererseits wäre es keineswegs klug, Mühe und Arbeit zu verschwenden, Organisationen zu schaffen in der Hoffnung, daß in diesem Falle das Reichsgericht anders urtheilen werde, als bisher.

Wir wollen von diesen Grundsätzen ausgehend, die Abschnitte der Reichsgewerbeordnung kurz beleuchten, die sich mit dem Rechte der „Gewerbetreibenden“ (Arbeiter wie Unternehmer) beschäftigen, sich zur Erreichung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen zu verabreden und zu vereinigen. Sie liegen den Arbeiterorganisationen zum Grunde, welche bezwecken, einen Druck auf die Unternehmer auszuüben, und auch die Unternehmervereinigungen zur Belämpfung der Ansprüche der Arbeiter sind an die Bestimmungen derselben gebunden.

Die betreffenden Bestimmungen der Reichs-Gewerbeordnung lauten:

§ 152. Alle Verbote und Strafbestimmungen gegen Gewerbetreibende, gewerbliche Gehilfen, Gesellen oder Fabrikarbeiter wegen Verabredung und Vereinigung zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittelst Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter, werden aufgehoben.

Jedem Theilnehmer steht der Rücktritt von solchen Vereinigungen und Verabredungen frei, und findet aus letzteren weder Klage noch Einrede statt.

§ 153. Wer andere durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Ehrverletzung oder durch Verurtheilung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verabredungen theilzunehmen oder ihnen Folge zu leisten, oder andere durch gleiche Mittel hindert oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen „Strafgesetzbuch“ nicht eine härtere Strafe eintritt.

Wir setzen der Uebersicht wegen hier gleich den betreffenden § 240 des Reichs-Strafgesetzbuches her. Er lautet:

§ 240. Wer einen Anderen widerrechtlich durch Gewalt oder durch Bedrohung mit einem Verbrechen oder Vergehen zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark bestraft.

Der Versuch ist strafbar.

\*) Wir gedenken der Erläuterung von Gesetzen, welche für die Arbeiterorganisationen wichtig sind, in Zukunft eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. D. Red. d. „L.“

Unter die Vergünstigung des § 152 der Reichsgewerbeordnung fallen nicht:

das **Gefinde**, die Schiffsknechte, die Dienstknechte und sonstige **landwirthschaftliche** Handarbeiter. Diefen ist durch § 3 des Preussischen Gesetzes vom 24. April 1854 angedroht:

Wenn sie die Arbeitgeber oder die Obrigkeit zu gewissen Handlungen oder Zuständen dadurch zu bestimmen suchen, daß sie die Einstellung der Arbeit oder die Behinderung derselben bei einzelnen oder mehreren Arbeitgebern verabreden, oder zu einer solchen Verabredung Andere auffordern, trifft sie Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr.

Ein ähnliches allgemeines Verbot für alle Gewerbetreibenden enthielt die preussische Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 die bis zum Erlaß der Reichsgewerbeordnung am 21. Juni 1869 in Kraft bestand.

Als die Reichsgewerbeordnung in Kraft trat, bestanden bei uns eigenthümliche politische Zustände. Die bürgerliche Demokratie war durch die Kriegserfolge des Jahres 1866 zwar stark erschüttert und geschwächt durch den Abfall eines Theiles ihrer Mitglieder, der ihr sogar den größeren Theil ihrer Organisation geraubt und die Kaffe für sich behalten hatte, aber immer war sie noch von einer gewissen Kraft, und auch der abgetrennte Theil war nicht durchaus der Regierung und ihren Absichten gefällig. Dabei unterschätzte man in Regierungskreisen die beginnende sozialdemokratische Arbeiterbewegung ganz erheblich. Man nahm sie durchaus nicht ernst. Man glaubte vielmehr, sie zum Niederwerfen des freisinnigen Bürgerthums benutzen und dann beseitigen zu können.

Das Dreiklassen-Wahlrecht hatte fortwährend der Regierung gegnerische Mehrheiten gegeben. Es galt deshalb für das schlechteste aller Wahlrechtssysteme. Man versuchte es mit dem allgemeinen Wahlrecht, weil man annahm, die Arbeiter (das niedere, ungebildete Volk, der rothe Haufen, wie man diesen Volksheil gerne nannte und noch gerne nennt) würden durch einige Versprechungen und kleine Zuwendungen von den bekannten Regierungsorganen (Polizei, Gensdarm, Landrath, Priester) leicht zu bestimmen sein, gegen das freisinnige Bürgerthum zu stimmen und für die reaktionären Bestrebungen der Regierung einzutreten.

Dieses Verben um die Gunst der Arbeiter seitens der Regierung bestand noch im Jahre 1869 und hielt bis etwa zum Ende des Jahres 1873 an. Bis dahin versuchte man es mit dem Zuderbrod zum Loden.

Deshalb wurden die Arbeitervereinigungen, die sich nun den § 152 der Reichsgewerbeordnung zu Nutzen machten, durchaus nicht gestört. Man konnte es damals also niemandem verdenken, wenn bei den Arbeitern die Ansicht platz griff, der Ausdruck „Alle Verbote und Strafbestimmungen“ habe eine möglichst weit gefasste Bedeutung, man könnte nun „Gewerkschaften“ gründen, wie sie in England bestehen, die die Arbeiter fest zusammenfassen und einen mächtigen Druck zur Beseitigung grober Uebelstände im Gewerbe ausüben können.

Die Unternehmer fühlten vieler Orts diese Arbeitervereinigungen, die sich schnell überall gründeten, sehr schwer, und erhoben laute Klagen, die aber vorläufig kein Gehör fanden. Das liberale Bürgerthum, das inzwischen sich von der Demokratie fast vollständig losgesagt hatte, suchte gleichzeitig die Arbeiterbewegung für sich einzufangen und auf der anderen Seite war die Regierung ebenso bemüht, die Arbeiterbewegung auf ihre Mühlen zu leiten.

Beides mißlang vollständig. Wo die Arbeiter zur Bewegung erwachten, schlossen sie sich in Massen der Sozialdemokratie an und diese stellte sich naturgemäß dem liberalen Bürgerthum als der Regierung, die doch auch nur eine Vertretung der kapitalistischen Klassen ist, gegenüber. Als die Sozialdemokratie immer mehr erflarte, da begann man gegen die Arbeiter die Politik der Peitsche der des Zuderbrodes folgen zu lassen. Immer noch konnte man die innere Quelle und Ursache dieser Bewegung nicht erfassen, man glaubte sie durch Polizei und Strafrichter schnell auslöschten zu können.

Zu bemerken ist, daß es theilweise noch Personen waren, die in einer früheren Reaktionsperiode begeistert gesungen hatten: „die Form kann man zerbrechen, die Liebe nimmermehr!“ die sich nun mit Wuth auf die Form der Arbeiterbewegung warfen und durch Zerstören derselben die Liebe, den Geist zu vertreiben hofften.

Es begannen die Verfolgungen der Arbeiterorganisationen, die sich seit dem Anfange der sechziger Jahre in allerlei Gestalt gebildet hatten, und die nach dem Erlaß der Reichsgewerbeordnung vielfach zu Verbänden zusammengeschlossen waren.

Das Vereinsgesetz bot in Preußen, sowie in den meisten deutschen Staaten, mit seinen dehnbaren Begriffen die gewünschte Handhabe. Wenn man die Auslagen mit Erläuterungen des preussischen Vereinsgesetzes durchsieht, wird man finden, daß die meisten — die Begriffe, die das Gesetz enthält, in einer für die Vereine höchst ungünstigen Art erweiternden — Obergerichts-Entscheidungen aus der Zeit von Ende 1873 und später herrühren.

Nun wurde festgestellt, daß der § 152 der Reichsgewerbeordnung durchaus nichts anderes aufgehoben hat, als das nackte Verbot, sich zur Erreichung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen zu vereinigen. Alle anderen Beschränkungen des Vereinigungsrechtes bleiben auch für die Arbeitervereine, welche die im § 152 angegebenen Ziele verfolgen, bestehen. Die Schwere dieser Bestimmungen traf in den Jahren 1876 bis 1878 sämtliche Arbeiterverbindungen. Es wurde den Arbeitern seitens der Berliner Staatsanwaltschaft zugerufen, daß es ihnen ganz unmöglich wäre, sich zu vereinigen, ohne die

bestehenden Gesetze zu verletzen, und daß man in diesem Falle die Organisationen immer wieder zerstören würde.

Diese Auffassung des § 152 der Reichsgewerbeordnung ist noch heute maßgebend.

Durch Erkenntnis des Reichsgerichts vom 10. November 1887, das wir in unserer Nr. 21 vom 17. Dezember 1887 mitgetheilt haben, ist diese Beschränkung des § 152 noch bestimmter gefaßt. Die Erlaubnis der Vereinigung und Verabredung bezieht sich danach **nur** auf den Streit um konkrete, d. i. in der Wirklichkeit gegenwärtige, Lohn- und Arbeitsbedingungen, nicht etwa auf die Besserstellung der Lage auch nur einer Berufs-genossenschaft im Allgemeinen.

Mit kurzen Worten gesagt, es ist den Arbeitern damit nur das Recht gegeben, sich zu bestimmten Arbeitseinstellungen zu verabreden und zu vereinigen. Weiter geht der § 152 nicht.

Ob uns das gefällt oder mißfällt — und es mißfällt uns diese Einschränkung sehr — wir glauben nicht, daß sie in der Absicht der Gesetzgeber lag. Das ist einerlei, es ist einmal heute so deutsches Recht. Eine weitere Einschränkung dieses Vereinigungsrechtes wird neuerdings versucht. In Sachsen hat die Polizei schon vor längerer Zeit den Gebrauch geübt, Lohnkommissionen für Vereine zu erklären, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, auch wenn sie über den Versuch der Regelung der Lohnfragen am Ort und im Gewerbe nicht hinausgegangen waren.

Das sächsische Vereinsgesetz gestattet der Polizei, solche Vereine aufzulösen, ohne daß es eines Richterspruches bedarf, wenn sie auf weitere Bestrafung verzichten. Die Sache war also bisher nicht zur Kenntniß der Gerichte gekommen. Nun ist die Lohnkommission der Maurer und Zimmerer in Leipzig aber angeklagt worden; obgleich sie ein Verein gewesen, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, doch keine Statuten eingereicht zu haben. Es ist in zwei Instanzen bereits Verurtheilung der Lohnkommission erfolgt. Leider sind die Erkenntnisse nicht im Wortlaut oder im sachgemäßen Auszuge veröffentlicht, so daß der Fall nicht zur klaren Einsicht vorliegt.

In Berlin ist die Polizei augenblicklich gegen die Lohnkommission der Maurer ebenso vorgegangen. Mitglieder, die man als Ordner und Leiter betrachtet, haben einen richterlichen Strafbefehl erhalten, gegen den Widerspruch erhoben ist. Weitere Verhandlungen haben noch nicht stattgefunden.

Da in Sachsen schon dann Vereine miteinander nicht in Verbindung treten dürfen, wenn sich ihr Zweck auf öffentliche Angelegenheiten bezieht, so wäre mit der endgültigen Verurtheilung der Leipziger Lohnkommission, wenn der Fall so liegt, wie in den Zeitungen angegeben wurde, der § 152 für Sachsen noch weiter eingeschränkt, es wäre dann unmöglich, daß sich die Genossen der Gewerbe aus verschiedenen Orten unterstützen im Falle eines Ausstandes, weil das ein verbotenes Inverbindungtreten solcher Vereine wäre, deren Zweck sich auf öffentliche Angelegenheiten bezieht. (§ 24 des sächs. Vereinsgesetzes vom 22. November 1850).

Damit hörte dann das Vereinigungsrecht der Arbeiter aus § 152 thatsächlich auf, obgleich es auf dem Papier bestehen bliebe.

In Bayern wird gegen den § 152 eine Polizeiverordnung (betreffend die öffentlichen Sammlungen) so angewendet, daß schon die Angabe verboten ist, es wäre nötig, die Kollegen da oder dort zu unterstützen. Damit ist § 152 auch thatsächlich beseitigt.

In Preußen ist man auf demselben Wege. Gestützt auf ein Reichsgerichtserkenntnis und ein Erkenntnis des Kammergerichts zu Berlin, bestraft man seit etwa zwei Jahren diejenigen Mitglieder der Lohnkommissionen, an welche Gelder von außerhalb eingesandt werden, wenn dazu öffentlich, d. h. durch die Zeitungen aufgefordert ist. Die Verurteilung auf den § 152 ist von den Richtern zurückgewiesen als nicht zutreffend, und als man die polizeiliche Erlaubnis für solche Sammlungen auf Grund des § 152 verlangte unter Hinweis darauf, daß die Sammlungen nur in der Gewerkschaft vorgenommen werden sollten, ist die Erlaubnis von allen Verwaltungsinstanzen bis hinauf zum Herrn Minister Herrfurth verweigert worden. Es ist also auch für Preußen der Versuch gemacht, den § 152 in dieser Art kalt zu stellen. Eine Verabredung oder Vereinigung zur Erreichung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, besonders durch Arbeitseinstellung, ist natürlich ein leeres Wort, wenn die zur Arbeitseinstellung nötigen Gelder nicht durch freiwillige Beiträge der Kollegen aufgebracht werden können. Damit das geschehen kann, ist aber erforderlich, daß in öffentlichen Blättern auf die Nothwendigkeit der Unterstützung hingewiesen und die Person angegeben wird, an welche die Gelder zu richten sind. Wer dies verhindert, verhindert die Arbeiter an der Ausübung des ihnen im § 152 eingeräumten Rechtes.

In Braunschweig verbietet man regelmäßig die Geldsammlung für jeden einzelnen Ausstand, weil dort ein allgemeines Verbot nicht besteht.

So sind die Polizeibehörden und die Gerichte im schönen Bunde, um im Interesse der Unternehmer die Rechte, die den Arbeitern aus dem § 152 zustehen, möglichst zu verringern und zunichte zu machen.

Es gehört die ganze elementare Energie der neuen Arbeiterbewegung dazu, daß sie in diesem Kampf um ihr Recht nicht erlahmt.

Bis heute hat man schon viele Formen zerbrochen, die Liebe aber nicht zu vernichten vermocht. Sie hat

immer wieder neue Formen gefunden, sich zu betätigen, und wir hoffen, so wird es auch ferner sein.

Die Lohnbewegung der Arbeiter ist nur eine Nebenströmung der großen, mächtigen, unbefriedigten Arbeiterbewegung. Selbst wenn man sie ganz abtönnen könnte, würde die allgemeine Arbeiterbewegung vielleicht nur verstärkte Gewalt annehmen, wie die Macht eines Stromes in dem offenen Arme wächst, wenn man die Nebenableitungen abschneidet.

Wir halten aber diese Nebenströmung doch für so wichtig und der Arbeitersache heilsam, daß wir alle unsere geistigen Kräfte daransetzen werden, sie solange als möglich offen zu halten. Solange noch überhaupt der § 152 in der Reichsgewerbeordnung steht, werden wir auch nicht unterlassen, ihn nach Möglichkeit auszumühen, trotz Unternehmern und den mit ihnen verbundenen Behörden.

Ueber § 153 wollen wir in einem nächsten Auffaß uns unterhalten.

### Die Arbeitsbücher in Frankreich.

Im Jahre 1881 wurde in der französischen Kammer ein Gesetzentwurf eingebracht und im Januar 1882 an-

genommen, der die Abschaffung der Arbeitsbücher aussprach. Im November 1883, d. h. beinahe zwei Jahre später, gelangte das Projekt im Senat zur Diskussion, wanderte, da diese hohe Körperschaft vor einer so umstürzlerischen Maßregel begreiflicherweise zurückschreckte, an die Kammer zurück, um erst dort nach weiteren drei Jahren im Oktober 1886 auf's Neue zur Verathung gestellt zu werden. Wieder ruhte es zwei Jahre. Im November 1888 endlich heftete es der Senat zum zweiten Male durch, redlich bemüht, eine möglichst reaktionäre Fassung für dasselbe herauszuküßeln. Damit aber nicht genug: das Projekt wandert nun zum dritten Male in die Kammer, damit diese wenigstens das „fakultative“ (als ob es für den Arbeiter dem Brodherrn gegenüber ein fakultativ gäbe!) Arbeitsbuch bewillige. Die Rundreise kann nun wieder von vorn angehen. Und das Beste dabei ist noch, daß bereits seit 1848 ein Gesetz besteht, welches das Arbeitsbuch für unzulässig erklärt.

Und da giebt es noch immer Leute, die nicht einsehen wollen, daß der Parlamentarismus im Allgemeinen und das Zweikammersystem im Besonderen eine herrliche — Zwidmühle ist.

### Zur Beachtung.

Da unsere Nummer 1 vom 5. Januar vollständig vergriffen ist, fortgesetzt aber Nachbestellungen einlaufen, so wären wir dankbar, wenn uns aus dem Leserkreis Nummern zur Verfügung gestellt würden.

Ferner theilen wir auf vielfache Zuschriften mit, daß wir von den Artikeln zur „Arbeiterinnen- und Frauenfrage“ einen Neudruck in Broschürenform veranstalten. Bestellungen nehmen wir schon jetzt entgegen. Der Preis wird sich auf 15, höchstens 20 Pfennige stellen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“

### Briefkasten.

Die Vereinschriftführer und Correspondenten bitten wir, alle Einsendungen, Annoncen u. s. w. bis Freitag früh an uns gelangen zu lassen, da wir wegen der Sendungen nach auswärts die Redaktion einige Stunden früher als bisher schließen müssen.

Verschiedene Berichte mußten leider wegen Raum-mangels zurückbleiben.

Freie Hilfskassen. Verlangen Sie die Diet'sche (Stuttgart) Ausgabe des Krankenversicherungsgesetzes. Da ist das Hilfskassen-gesetz beigebracht. Sie können es bei jedem Buchhändler bestellen; vielleicht ist es auch auf dem „Volksblatt“ vorräthig (Zimmerstr. 44.) Es werde Licht. Ist doch etwas zu gefährlich.

Dem Schlosser Herrn  
**Carl Pieper**  
zu seinem heutigen Geburtstag  
ein donnerndes Hoch!!!  
daß die ganze Prinzenstraße wadelt!!!  
A. B., W. P., E. S., G. G.,  
J. N., C. N.

### Avis!

Wer giebt Waaren zum Wiederverkauf auf Kredit, einem Steinfirmer Ausgewiesenen? Derselbe hat einen Hausier-Gewerbchein, auf Galanterie- und Kurzwaaren u. s. w. und handelt seit zwei Jahren. Bitte Offerten unter W. N. in der Exp. d. Bl. abzugeben.

### Quittung.

Bestätige hiermit, von den Berliner Tischlern durch Herrn Haseloff zur Deckung des Defizits vom Hamburger Tischlerstreik den Betrag von 157 Mark und zur Unterstützung der ausgesperrten Werftarbeiter in Hensburg durch Herrn Jubel den Betrag von 84 Mark 80 Pf. baar erhalten zu haben.

Stuttgart im Dezember 1888.

Karl Mosh.

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager  
von  
**C. Klein.**  
15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceur (C. H. 60.)

**Kaffee-Restaurant**  
**H. Hoffmann,**  
Kaiserstraße 4,

empfehlen sein

**Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal**  
allen Freunden und Genossen, sowie seiner werthen Nachbarschaft.

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager,  
empfehlen  
**E. Wilschke,**  
Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

**Neu eröffnet!**  
**Restauration,**  
Dresdenerstr. 116.  
**Beste Speisen und Getränke.**  
2 heizbare Kegelbahnen.

Arbeitsnachweise für Schlosser und Maler. Allen Freunden und Vereinen bestens empfohlen.  
**R. Wendt.**

Empfehle Freunden und Genossen  
**Manchettenknöpfe und Broschen**  
mit dem wohl gelungenen Porträt von Lassalle, Marx und Engels. Kravattennadeln und Chemisettknöpfe mit Lassalle, erstere auch mit Text (Einigkeit macht stark) passend für Arbeitervereine u. dgl. sowie alle Bijouteriewaaren. Aufträge werden prompt besorgt.  
**Fr. Kullrich,**  
Broschwin b. Reichenberg i. Böhmen.

**Für Friedrichshagen**  
nimmt im Auftrage der Expedition Bestellungen auf die  
„Berliner Volks-Tribüne“  
entgegen und versichert pünktliche Zustellung  
**Oskar Schmidt, Lindenallee 12.**

Die Besorgung der  
„Berliner Volks-Tribüne“,  
pünktlich ins Haus, habe ich im Auftrage der Expedition für die Roabiter Gegend übernommen. Recht zahlreichen Bestellungen entgegen-sehend.  
**Robert Hein,**  
Birkenstr. 31, Hof part.

**Für Schöneberg**  
nimmt Bestellungen auf die  
„Berliner Volks-Tribüne“  
entgegen  
**Franz Buchholz, Schöneberg,**  
Colonnenstr. 4, v. 2 Tr.



Die seit 1877 bestehende, weitbekannte

### Uhrenfabrik

von

**Max Busse**

157. Invaliden-Strasse 157,  
neben der Markthalle,

verkauft jetzt **sämmtliche Uhren zu bedeutend herab-gesetzten Preisen.** Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

**Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren**

zu **fabelhaft billigen Preisen.**

**Spezialität: Ringe.**

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

### Die Buchhandlung und Buchbinderei

von **R. Kohlhardt,** Brandenburgstrasse 56,

liefert:

sämmtliche wissenschaftlichen Werke, Zeitschriften, und Modejournale frei in's Haus.  
Spez.: Neue Zeit, franz. Revolution, Volksfreund und Volksbibliothek.

### Bautzen.

Abonnements für die  
„Berliner Volks-Tribüne“  
übernimmt

**John Schwabel,** Kornmarkt 6.

### Für Zetel (Oldenburg)

nimmt Bestellungen auf die  
„Berliner Volks-Tribüne“  
im Auftrage der Expedition entgegen  
**Tischler Friedrich Eilers,**  
bei **Johann Brull.**

### Kötzschenbroda b. Dresden.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ liefere ich für 50 Pf. monatlich frei in's Haus und sehr recht zahlreichen Bestellungen entgegen.  
**C. Lehmann,**  
Herrstraße 6.

### Das 3. Stiftungsfest

des Verbandes deutscher

### Zimmerleute

**Lokalverband Berlin Nord**  
verbunden mit Langstränchen findet  
am **19. Januar, Abends 8 Uhr, in**  
**Pohl's Salon,**

**Müllerstraße 7, statt,**

wozu Freunde und Gönner des Lokalverbandes Berlin Nord freundlichst eingeladen sind.  
Für einen **genussreichen Abend** ist bestens georgt. Billets sind vorher bei folgenden Herren zu haben:

**Max Leonhardt, Antonstr. 7.**  
**Gwald Petermann, Müllerstraße 173.**  
**Paul Schulze, Neue Hochstraße 27.**  
**Freih. Schäfer, Liebenwalderstraße 48.**  
und bei sämtlichen Kassirern der hiesigen Lokal-verbände.

Um recht zahlreichen Besuch bittet  
**Das Veranlagungskomitee.**

**Verein zur Regelung der gewerb-lichen Verhältnisse der Töpfer**  
**Berlins.**

### Der Arbeitsnachweis

befindet sich Klosterstraße 98 im Lokale des Herrn Peterjohn (Firma Pettig). Die Arbeitszuweisung ist unentgeltlich, auch an Nichtvereins-mitglieder und geschieht an Wochentagen von 7-9 Uhr Abends, Sonntags von 10 bis 12 Uhr Vormittags.

### Vereinigung der deutschen Maler, Lackirer, Anstreicher und verw. Berufsgenossen.

Dienstag, den 15. d. M., Abends punkt 8 Uhr, im neuen Vereinslokale Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendt),

### General-Versammlung.

Tagesordnung:  
1. Kassenbericht und Verlesung der neu auf-genommenen Mitglieder.  
2. Der zweite deutsche Janungstag. Referent: Karl Hohlweyler.  
3. Verschiedenes.  
Mitgliedsbuch legitimirt.  
**Der Vorstand.**

### Fachverein der Rohrleger und Berufsgenossen Berlins

**Versammlung**  
am Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstr. 75.

Tagesordnung:  
1. Vortrag des Herrn Otto Thierbach über: „Die Lage der Arbeiter und ihre Organisation“.  
2. Freie Diskussion.  
3. Ertragwahl eines Kommissionsmitgliedes.  
4. Verschiedenes und Fragelasten.  
Aufnahme neuer Mitglieder.  
**Der Vorstand.**

### Verein der Maler und Berufsgenossen.

Am Mittwoch, den 16. Januar, findet im Saale des Herrn Gothmann, Brunnenstr. 34, die  
**Mitglieder-Versammlung**  
der Maler, Lackirer, Anstreicher und Berufsgenossen statt.

Tagesordnung:  
1. Rechenschaftsbericht.  
2. Vortrag über den 2. deutschen Janungstag Berlins. Referent: Herr Hohlweyler.  
3. Verschiedenes.

### Vereinigung der Drechsler Deutschlands.

(Ortsverwaltungen Berlins.)

### Der Arbeitsnachweis

verbunden mit Verkehrslokal und Herberge befindet sich im Restaurant, **Klosterstr. 98.**  
Die Ausgabe der Adressen findet statt: an den **Wochentagen** von 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub>-9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr und **Sonntag** **Vormittag** von 10-11 Uhr — unentgeltlich für Mitglieder, besgl. für Nichtmitglieder der Vereinigung. Wir eruchen um rege Benützung des Arbeitsnachweises; gewissenhafte Leitung ist unsere Pflicht!  
**Die Arbeitsvermittlungskommission.**

### Allen Freunden u. Bekannten empfehle mein Weiss- und Bayerisch-Bier-Lokal.

Villard, 2 heizbare Kegelbahnen.  
**Johann Gnadt,**  
Brunnenstr. 38.

### Verein der Sattler und Fachgenossen.

Dienstag, den 15. Januar, Abends 8 Uhr, in **Gradow's Bierhallen, Kommandanten-straße 77-79.**

### Geschlossene Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:  
1. Bericht des Vorstandes.  
2. Abrechnung.  
3. Wahl des Gesamt-Vorstandes, der Revisoren und Ertragwahl der Arbeitsvermittler.  
4. Anträge der Arbeitsvermittler.  
5. Verschiedenes.  
Aufnahme neuer Mitglieder.  
Mitgliedsbuch legitimirt.  
Um zahlreichen Besuch erucht  
**Der Vorstand.**

### Unterstützungsverein der Maurer Berlins.

Montag, den 14. Januar, Abends 8 Uhr, bei **Scheffer, Inselstr. 10.**  
**Mitglieder-Versammlung.**

Tages-Ordnung:  
1. Abrechnung vom 4. Quartal 1888.  
2. Vorstandswahl.  
3. Unterstützungs- und Vereinsangelegenheiten.  
Um recht zahlreiche Beteiligung bittet dringend  
**Der Vorstand.**  
J. A.: W. B. Kerstan.  
NB. Es gelangen in dieser Versammlung die Billets zu der am 3. Februar stattfindenden Ratinee zur Ausgabe.

### Allgemeiner Metallarbeiter-Verein

Berlins und der Umgegend.

### Gr. Versammlung

Dienstag, den 15. Januar, Abends 8 Uhr, in **W. Heinrich's großem Saal, Beuthstraße 20.**  
Tagesordnung:  
1. Medizinischer Vortrag des Herrn Dr. Jaded.  
2. Aufnahme neuer Mitglieder.  
3. Verschiedenes. Fragelasten.  
Gäste haben Zutritt. Auch werden daselbst die Mitgliedsbücher bestimmt ausgegeben.  
Um recht zahlreichen Besuch bittet  
**Der Vorstand.**  
J. A.: Carl Riethe, Gitschinerstr. 82.

### Avis.

Umständehalber sah sich der Fachverein für Schlosser u. Berufsgenossen veranlaßt, seinen Arbeits-Nachweis für den Süden Berlins, welcher bis dato im Lokale des Herrn Straum (früher Sobtle) Ritterstraße 123 sich befand, nach dem Lokale des Herrn Wendt, Dresdenerstr. 116, pt. 1., zu verlegen.  
Eine titul. Meisterchaft, sowie alle unsere Kollegen eruchen wir freundlichst, bei etwaigen Balangen den ausgedehntesten Gebrauch hiervon machen zu wollen.  
**Der Vorstand.**

NB. Der Arbeits-Nachweis für den Norden Berlins befindet sich bei Herrn Nürnberg, Anklamerstraße 49.

### Oeffentliche Arbeiterinnenversammlung.

Dienstag, den 15. Januar, Abends 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, in **Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75.**  
Tagesordnung:  
Die freien Hilfskassen, ihr Nutzen und ihre drohende Gefährdung.  
Referent Herr **Bernhard Jost.**  
Die Einberuferin:  
**Marie Greifenberg.**  
Den Herren haben Zutritt.

## Froggy und sein Bruder.

Eine Geschichte.  
Nach dem Englischen.  
(Fortsetzung.)

### II.

Raum hatte sich die Nachricht im Hause verbreitet, daß der Mann mit den Marionetten seine Frau verloren habe, so boten die Nachbarinnen Froggy's Vater ihre Dienste an. Die mit Kindern gesegnete Mietherin des Erdgeschosses stieg in die Mansarde und nähte um des Vaters und um Froggy's Hut einen Trauerflor. Beim Leichenbegängniß trug sie Benny bis zum Friedhof, und nach der Heimkehr zündete sie Feuer an, bereitete das Essen und suchte die Betrübten nach Kräften zu trösten.

Am Tage nach dem Begräbniß mußte der Vater seine gewohnte Beschäftigung wieder aufnehmen. Wenn man sein Leben von einem auf den andern Tag verdienen muß, so kann man sich seinem Schmerz nicht hingeben, es heißt: vorwärts, hätte man gleich das Liebste verloren.

Oy! Oy! schreiend und die Trommel rührend, wanderte der Mann durch die Straßen, und Froggy begleitete ihn. Er hatte das Amt der Mutter geerbt und mußte neben dem grünen Vorhang Wache stehen. Benny wurde zu Hause gelassen. Gegen Zahlung etlicher Groschen hütete ihn Frau Ragbone mit ihren eigenen Kindern zusammen.

Schmerz und Elend machen den Vater bald zum Trunkenbold. Eines Tags wird er nebst Froggy von einem daher rasenden Wagen überfahren, Vater und Sohn bleiben bewußtlos auf dem Pflaster liegen. Als Froggy nach zwei Tagen ins Bewußtsein zurückkehrt, erzählt er, daß er im Spital liegt, und daß sein Vater an den Folgen der Verletzung gestorben ist. Froggy, der nur leichte Quetschungen erhalten, hat nur den einen Gedanken, zu seinem kleinen Bruder zurückzukehren, den er zärtlich liebt. Mit einer Silbermünze als Fehrgeld wird er aus dem Spital entlassen.

„Wo ist unser Theater?“ fragte er vor seinem Fortgang den Arzt. „Es gehört uns, und ich will es mitnehmen, denn wenn ich auf einen Stuhl steige, so kann ich Theater spielen wie Papa.“

„Das Theater ist hin“, lautete die Antwort, „der Wagen hat es kurz und klein zertrümmert.“

Was sollte Froggy ohne das Theater thun, das bisher die Familie ernährt? Wie sollte er für Benny sorgen? Der Gedanke an Benny, mit dem blaffen Gesichtchen, dem greisenhaften Lächeln fiel ihm schwer aufs Herz. Auf dem Wege nach Shore-ditch richtete er wohl hundertmal die Frage an sich, die in einer Stadt wie London Hunderttausenden von Enterbten täglich entgegenstarrt: „Wo Arbeit finden?“ Das Geld, das er erhalten, reichte kaum hin, den Miethzins für eine Woche im Voraus zu bezahlen, er mußte also eine Beschäftigung finden, die keine Auslagen erforderte.

Als er an einem Karren mit Gemüse vorüberkam, dachte er an einen Hausirhandel, aber woher die Mittel nehmen, um Obst, Gemüse, Blumen zu kaufen und einen Karren zu miethen? Sollte er Stiefelpuher werden? Unmöglich, denn er brauchte einen Kasten, Bürsten, Wische, von den vielen zu erledigenden Formalitäten bei den Behörden nicht erst zu reden. Sollte er Zündhölzchen oder Zeitungen verkaufen? . . . Aber auch dazu brauchte er Geld.

„Ich hab's,“ dachte er endlich. „Wir haben einen großen Besen, ich nehme ihn auf die Schulter, suche einen sehr belebten Uebergang zwischen zwei Trottoirs auf und mache zwischen den beiden einen sehr reinlichen Fußweg, indem ich Staub oder Schmutz nach beiden Seiten lehre. Das soll ein gutes Handwerk sein, man erzählt mir, daß der „Indier vom Sankt James-Square“, wo es viele Klubs giebt, enorme Summen verdient.“

Mit sich über seine Beschäftigung im Reinen, kaufte Froggy bei einem Bäcker ein kleines Groschenbrot für den Fall, daß Frau Ragbone des Guten zu viel gethan und Benny nichts zu essen gegeben habe.

Seine Voraussetzung war richtig, Frau Ragbone stand total betrunken an der Hausthür.

„Endlich kommst Du, kleiner Vagabund!“, schrie sie dem Kinde entgegen. „Wo steckt Dein Vater?“

Mit von Thränen erstideter Stimme erzählte Froggy, was vorgefallen war.

„Er ist todt!“ wiederholte Frau Ragbone entsetzt. „Barmherziger Himmel, und vorgestern war er noch ebenso gesund wie ich.“

„Ich habe das Geld für den Miethzins“, jagte Froggy nach einer kurzen Pause.

„Am so besser für Euch“, lautete die Antwort. „Mir fällt es nicht etwa ein, Euch umsonst hier wohnen zu lassen. Und was werdet Ihr jetzt anfangen?“

„Ich will einen reinen Uebergang über den Fahrweg lehren“, erwiderte Froggy schüchtern.

„So ist's recht. Aber höre! So lange ihr mir die vier Pence für das Zimmer ordentlich bezahlt, könnt Ihr da oben bleiben. Aber den ersten Samstag, den das

[Nachdruck verboten.]

Geld ausbleibt, werde ich Dich und Deinen Bruder herausprügeln, wie ich es mit Mac gethan. Schreib Dir dies hinter die Ohren, kleiner Laugenichts.“

Da Frau Ragbone aus Froggy's erschrockener Miene schloß, daß sie ihm ein heilsames Entsetzen eingejagt, ließ sie ihn ohne weitere Zeremonie in das Haus.

Mit einem Satz war der Bube in der Mansarde. Benny spielte mit einer Maus, welche die Brüder gezähmt hatten, und die oft kam, um Krümchen zu suchen.

„Wie lange Du fort geblieben bist, Froggy“, sagte Benny, geschwind aufstehend. „Ich glaubte schon, Du kämst nie wieder. Wenn Du nur wüßtest, wie hungrig ich bin!“

„Ich habe Dir ein gutes Brötchen gebracht, mein Liebling“, antwortete das Kind.

Im Handumdrehen war das Brötchen verschwunden.

„Ich könnte gleich noch eins essen“, sagte Benny mit Ueberzeugung. „Aber sage Froggy, wo bleibt Papa?“

„Er ist zu Mama gegangen“, erwiderte der ältere Bruder, während er seinen Arm um den Hals des Kleinen schlang.

„Und er kommt nie wieder?“

„Nein, nie.“

„So sind wir ganz allein?“

„Ganz allein auf der Welt.“

„Ach Froggy, was soll mit uns werden? Die Mutter ist fortgegangen. . . . Der Vater ist fortgegangen. . . . Niemand ist uns geblieben. . . .“

Die Kinder brachen in Thränen aus und küßten sich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

### III.

Froggy gab sich seinem neuen Berufe mit Begeisterung hin. Kaum graute der Tag, so ging er mit dem Besen auf der Schulter zur Arbeit. Er lehrte über den schmutzigen Fahrweg einen reinen Fußweg und erwartete von den Vorübergehenden eine Belohnung seiner nützlichen Arbeit. Zuweilen erhielt er ein paar Pence, öfter benutzte man seinen Fußweg, ohne für dessen Unterhalt zu zahlen. Trotzdem schlugen sich die Kinder, durch oder richtiger, sie starben nicht vor Hunger und zahlten der harten Frau Ragbone pünktlich die Miete.

Den Sommer über mochte es gehen, aber als der Winter kam, nahmen die Dinge eine üble Wendung.

Die Londoner Armen werden noch lange an den rauhen Winter dieses Jahres zurückdenken. Steinkohlen, Brot, Fleisch, kurz die unentbehrlichsten Gebrauchsartikel stiegen zu so jabelhaften Preisen, daß der Kampf ums Dasein für Tausende armer Leute mörderischer als je war. Die Sterblichkeit unter den Kleinen und Schwachen nahm eine erschreckende Ausdehnung an, Kinder und Greise starben wie die Fliegen dahin. Sämmtliche Zammerrhöhlen von Ostend waren in Trauer.

Froggy und Benny litten entsetzlich durch Hunger und Kälte. Sie hatten durchaus nicht genug zu essen, von Feuer konnte keine Rede sein. Glücklicherweise erhielten, einen Häring auf dem Ofen zu braten. Es kam auch fast nie vor, daß es etwas zum Kochen gab. Die Nahrung der Kinder bestand tagaus tagein aus trockenem Brot und Zwiebeln, und oft fehlte auch diese schmale Kost.

Trotz dieses Elends verloren sie den Muth nicht. Sie setzten sich darüber hinweg, wenn es Nichts zu essen gab. Höchstens that es ihnen dann leid, daß keine Krümel für ihren Liebling, die Maus blieben. Wenn sich diese nur nicht wegen des Fastens aus dem Staube machte! Benny träumte des Nachts von diesem Unglück.

Eines Abends kam Froggy ohne einen Penny nach Hause. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß noch ein Stückchen ranziger Speck da war, den er mit Benny zusammen verzehren konnte. In seiner Abwesenheit hatte jedoch die Katze von Frau Ragbone den Speck gestohlen, und Benny lachte über den Diebstahl.

„So haben wir Nichts zu essen“, sagte Froggy ernst, denn ich habe auch keinen Penny.“

„Was ist zu machen,“ erwiderte Benny tapfer, „wir gehen gleich zu Bett, schliefen uns aneinander, um uns zu wärmen und spielen, daß wir gegessen haben.“

Bald aber setzte er kleinlaut hinzu: „Es ist doch schlecht, wenn man keinen Penny hat. Die Katze hätte besser gethan, unser Abendbrot in Ruhe zu lassen. Es war schlecht von ihr, bei uns zu stehlen, denn sie ist gewiß besser genährt als wir.“

„Weinst Du?“

„Gewiß. Zuerst frist sie Ratten und Mäuse, dann hat sie die Speisereste von Frau Ragbone, und obendrein kauft man ihr jeden Tag für einen Groschen Abfall beim Fleischer.“

„Der Abfall muß gut schmecken,“ rief Froggy aus. „Ich möchte ihn gleich essen. . . . Ich möchte jetzt sonst etwas essen. . . .“

„Sogar Schwaben?“

„Aber Benny, sprich doch keinen Unsinn“, jagte Froggy, während sich seine Augen auf den jüngeren Bruder hefteten.

Seine Seele erfüllte sich mit Schrecken, als er bemerkte, daß Benny's Gesicht immer mehr zusammenschrumpfte, abmagerte, blasser wurde, so daß die Augen unheimlich groß erschienen. Er preßte das Brüderchen zärtlicher als je an sich, um es zu wärmen.

„Froggy, glaubst Du, daß Papa und Mama wissen, daß wir nichts gegessen haben?“, frug Benny nach einer Weile.

„Nein“, antwortete Froggy. Sie würden sich zu viel grämen, und dort grämt man sich nicht.“

„Ich möchte in das Land gehen, wo sie sind,“ fuhr Benny mit einem tiefen Seufzer fort.

„Du möchtest mich verlassen?“, schrie Froggy auf.

„Oh nein, nein. . . . Aber ich möchte auch gern dort hin gehen, wo Mama ist. Vielleicht können wir zusammen fortziehen. Geht das nicht?“ fügte der Kleine wie im Traume hinzu. „Gute Nacht, lieber Bruder.“

Sie schliefen ein. Benny saugte seinen Daumen, wie er als Säugling gethan, Froggy aber war noch im Traum von bitteren Sorgen gequält.

### IV.

Mit Hilfe mitleidiger Nachbarn überstanden die Kinder die schreckliche Krise. Der Winter ging vorüber. Eines Tages fand Froggy bei der Nachhaufkunft einen kleinen Laugenichts in der Wohnung. Es war sein ehemaliger Spiellamerad Mac, der Sohn der Frau Ragbone, den diese aus dem Hause geworfen hatte, und der durch die Straßen vagabondirte. Mac musterte die schmale Kost der Brüder und wies den Härtingschwanz zurück, den ihm Froggy großmüthig anbot.

„Ich esse nur, was gut schmeckt“, sagte er. Ich lebe herrlich und in Freuden. Ich habe Bier und Braten, soviel ich wünsche, ohne daß ich mich halb zu Tode arbeite. Anfangs habe ich es auch mit dem Kehren versucht, aber ich habe es bald bleiben lassen.“

„Und wovon lebst Du?“ frug Froggy höflichst gespannt.

Mac antwortete nicht gleich. Er zögerte und suchte nach Worten.

„Ich habe meine Kniffe“, erwiderte er endlich.

„Was ist das?“ frugten die Kinder aus einem Munde.

„Kniffe? . . . Das sind Mittel, sein Leben mühselos zu gewinnen. Man muß nur Augen und Ohren offen halten und die Gelegenheit beim Schopf erfassen. Beim letzten Derby haben wir, mein Freund und ich, ein glänzendes Geschäft gemacht. Wir hatten uns große weiße Papiertragen fabrizirt, das Gesicht mit einem verbrannten Kork geschwärzt und stürzten uns dann in das dichteste Gedränge der schönen Herren und Damen, die am Rande des Platzes frühstückten. Um uns nur los zu werden, warf man uns ganze Hände voll Pence zu, gebratene Hühner, Hummern, Wein, Kuchen. Es war famos. Chid und ich haben wie der Prinz von Wales gespeist.“

„Erzähle uns noch einen anderen Kniff“, baten die Brüder, durch die Schilderung belustigt.

„Gute Geschäfte macht man, wenn in der St. Pauls-Kirche eine Zeremonie stattfindet, oder wenn der neue Bürgermeister seinen Umzug hält. . . . Da kann man Pence verdienen! . . . Chid ließ sich wohl erweichen und mußte einen Tag brummen, aber wir hatten dafür genug „Moos“, um den Winter zu überleben. Wäre es nicht besser für Dich, unserem Beispiele zu folgen, anstatt von früh bis spät zu lehren, ohne einen Penny zu erhalten?“

Und als Froggy gesteht, daß er gern viel Geld verdienen möchte, schlägt ihm Mac vor, sich an seinem und Chids „Geschäft“ zu beteiligen. Bedingung ist nur, daß er gehorcht und keine dummen Fragen stellt. Mittwoch, wenn die Königin der Einweihung des Viktoria-Parkes beiwohnt, ist Gelegenheit geboten, viel und erfolgreich zu arbeiten. Froggy soll in der Menge Zündhölzchen verkaufen oder ein Rad schlagen.

Nachdem ein Rendez-vous für den großen Tag verabredet, machte sich Mac aus dem Staube, um von seiner gefährdeten Mutter nicht gesehen zu werden. Die Brüder blieben voller Hoffnung zurück. Froggy begab sich pünktlich zum Stelldichein, mußte aber lange warten, bis Mac in Gesellschaft zweier sonderbarer Kameraden ankam. Beim ersten Anblick erschienen sie als zwölf- oder vierzehnjährige Kinder, aber wenn man nach ihren fahlen Gesichtern, nach dem falschen Blick der Augen, dem höhnisch verzogenen Mund urtheilen wollte, konnte man sie ebenso gut für Greise halten. Sie hatten glattgeschneitten Haar, trugen runde Hüte und schickten nach allen Seiten spärende Blicke. Mac nannte sie Chidabiddy und Dandy.

Sie musterten Froggy vom Kopf bis zum Fuß, stellten verschiedene, diesem unverständliche Fragen an Mac, der antwortete, daß Froggy unbedingt zuverlässig und unschuldig wie ein Widelfind sei.

Die Herrchen fühlten offenbar kein Bedürfnis darnach, mit der Polizei in Berührung zu kommen, denn beim Anblick eines Schutzmans gingen sie in der entgegengekehrten Richtung davon. Froggy folgte ihnen schweigend durch die dunkeln Gassen eines ihm unbekanntes armen Viertels. Er musterte feinerseits seine neuen Gefährten und frug sich im Innern, woher sie kämen, ob sie Brüder

oder nur „Kameraden“ seien, und ob Mac sie schon lange kannte. Von Zeit zu Zeit hörte er, wie sie sich in einer geheimnisvollen Sprache unterhielten. Offenbar entwarfen sie Pläne für die Arbeit des Tages und theilten ihm dabei auch eine Rolle zu. Dandy sprach wiederholt von „Dem da“, und Chickabiddy redete mit ausdrucksvollen Gebärden von dem „Grünen“.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

## Ein sozialistischer Roman.

### III.

(Schluß.)

ms. . . „Diese Abgaskriegen — fuhr der Doktor fort — würden, wie jede andere der großen Vergewandungen, von denen ich Ihnen sprach, vollkommen ausgereicht haben, um jede allgemeinere Wohlfahrt unmöglich zu machen. Aber ich muß noch eine andere bedeutsame Ursache Ihrer Armuth berühren und zwar das fortwährende Brachliegen eines großen Theiles Ihrer Produktionsmittel und Arbeitskräfte. Bei uns hat die Verwaltung die Aufgabe, alle verfügbaren Produktionsmittel und Arbeitskräfte in beständiger Beschäftigung zu halten. Eine derartige Leitung gab es zu Ihrer Zeit nicht und ein großer Theil der Produktionsmittel und Arbeitskräfte lag daher nutzlos still. . . Unabänderlich befanden sich Schaaren von Menschen Wochen, ja Monate und Jahre lang außer Thätigkeit. Eine Unzahl von ihnen durchschweifte, um Arbeit zu suchen, das Land, mit der Zeit zu unverbesserlichen Vagabunden, ja Verbrechern entartend. „Gebt uns Arbeit!“ — so flehte ein Heer von Stellenlosen zu allen Zeiten, und wenn die Geschäfte besonders schlecht gingen, dann wuchs die Menge und die Verzweiflung dieser Unglücklichen derart, daß die Staaten sich bedroht fühlten. Ließ sich ein schlagender Beweis denken für die Unvernünftigkeit des privatwirtschaftlichen Systems . . . wie die Thatsache, daß zu derselben Zeit, wo allgemein Mangel und Entbehrung an allen Gütern herrschten, die Besitzer ihre Produktionsmittel nicht zur Gütererzeugung verwenden konnten und daß die Arbeiter sich auflehnten und empörten, weil sie nicht produzieren durften? . . .

„Aber — fuhr Dr. Leete fort — selbst wenn alle die angeführten Uebel, welche mit der Leitung der Produktion durch viele vereinzelt Kapitalisten zusammenhängen, wie durch ein Wunder hätten verhindert werden können, so würde — wenn nur sonst das System geblieben wäre — die heutige Wirtschaftsordnung in ihren Ergebnissen noch immer einen überwältigenden Fortschritt darstellen.

„Es gab zu Ihrer Zeit einige recht große Etablissements in der Textilindustrie, wenn sie mit den unsrigen auch nicht entfernt verglichen werden können. Ohne Zweifel haben Sie die riesigen Spinnereien und Webereien besucht, welche weithin sich ausdehnten, Tausende von Händen beschäftigten, und in welchen unter einem Dache alle Prozesse der Baumwollverarbeitung bis zum fertigen Gewebe vor sich gingen. Sie werden die erstaunliche Ersparung an Arbeit und mechanischer Kraft bewundert haben, die aus dem vollkommenen Zusammenwirken aller Theile, bis zum letzten Nädchen und der letzten Hand, entsprang. Dabei ist Ihnen zweifellos die Erkenntnis gekommen, wie viel weniger dieselbe Zahl von Arbeitern erzielen würde, wenn sie vereinzelt wären und unabhängig von einander wirkten. Würden Sie es für übertrieben halten zu sagen, daß sich das Erzeugniß der vereinigten Arbeiter nicht nur um hundert Prozent, sondern um ein viel Mehrfaches dadurch steigerte, daß alle Thätigkeiten zu einem gemeinsamen Zweck geordnet, zusammengefaßt wurden? Nun sehen Sie, Herr West, so hat die Zusammenfassung der nationalen Industrie unter eine Leitung, sodas alle ihre einzelnen Prozesse harmonisch zusammengreifen, das Gesamtsergeugniß weit über die Grenze hinaus vermehrt, welche unter der früheren Ordnung zu erreichen gewesen wäre, selbst wenn man von den erwähnten vier ungeheuerlichen Vergewandungen hätte absehen wollen — in demselben Verhältnis wie das Produkt jener Fabrikarbeiter durch ihre Cooperation (Ihr Zusammenwirken) wuchs . . .

„Nach dem, was Sie mir da sagen — unterdrückte ich — wundere ich mich nicht mehr, daß Ihre Nation reicher ist als die unsere, sondern nur noch darüber, daß nicht jeder von Ihnen ein Krösus ist.“

„Ja — erwiderte Dr. Leete — es geht uns äußerst wohl . . . und jeder könnte noch ein ganz anderes Einkommen haben für sich, wenn wir unseren Güterüberfluß so gebrauchen wollten, aber wir ziehen es vor, ihn für öffentliche Anlagen und Werke zu gebrauchen, an denen alle theilnehmen, für Museen und Bauten, für Brücken, Verkehrsmittel und städtische Verschönerungen, für große musikalische und theatralische Feste und für Erholungen aller Art zum Besten des Volkes. Sie haben noch gar keine Ahnung davon, Herr West, wie wir leben. Zu Hause haben wir unsere Annehmlichkeit, aber der Glanz unseres Lebens zeigt sich erst in der Öffentlichkeit, erst dort, wo wir uns mit unseren Mitbürgern zusammenfinden.“

Es kann natürlich gar nicht ausbleiben, daß dem Ueberlebenden unseres Jahrhunderts sehr bald auch die viel höhere Stellung und viel größere Freiheit der Frau auffällt. Er wendet eines Tages das Gespräch diesem Gebiete zu.

„Ich setze voraus — meinte ich — daß die Frauen heute nur ihren Neigungen und Zerstreuungen leben, nachdem sie von der Last des wirtschaftlichen Haushaltes befreit sind.“

„Wir Männer wären wohl ganz zufrieden damit — antwortete Dr. Leete — wenn sie sich lediglich dem Kultus des Schönen und Behaglichen widmeten. Aber seien Sie versichert, sie haben zu viel Einsicht, der Gesellschaft nur zum Schmutz zu dienen und dafür auf Wohlthaten seitens der Gesellschaft angewiesen zu sein. Ihre Enthebung von häuslichen Arbeiten hieß sie allerdings mit Freuden willkommen, weil letztere nicht nur eine schwere Last, sondern auch, der jetzigen genossenschaftlichen Deckung des Familienbedarfes gegenüber, eine lächerliche Kraftverschwendung darstellten. Aber ihre Befreiung von dieser unzeitgemäßen Art der Arbeit nahmen sie nur an, indem sie sich auf andere und wirksamere Weise der Gesellschaft nützlich zu machen suchten. Unsere Frauen widmen sich daher, so gut wie unsere Männer, der Produktion, und sie verlassen diese nur dann, wenn es die Mutterpflichten erfordern . . .“

„Mit dem Eintritt in die Ehe verläßt die Frau also nicht notwendigerweise die gewerbliche Thätigkeit?“ frug ich erstaunt.

„Sowenig wie der Mann — erwiderte der Doktor. Warum in aller Welt sollte sie das auch. Verheiratete Frauen haben nicht mehr die Pflichten von Haushälterinnen, wie Sie wissen, und ihr Ehemann ist doch kein Säugling, den sie zu Hause warten müssen.“

„Zu meiner Zeit — bemerkte ich — hielt man es für eine der schwersten Schädigungen unserer ganzen Kultur, daß die Frauen industriell arbeiten mußten; bei Ihnen scheint es aber noch viel schlimmer zu sein.“

Dr. Leete setzt dem Fragenden zunächst lachend auseinander, daß von einer Ueberarbeitung bei den reichen Hilfsmitteln der sozialistischen Gesellschaft natürlich gar keine Rede sei und daß infolge der Erleichterung der Arbeit durch Maschinen und technische Erfindungen eine Anmenge Berufe der weiblichen Natur angepaßt sind, die früher die robustere Kraft des Mannes erforderten und den weiblichen Organismus überanstrengten und zerrüteten.

„Zu Ihrer Zeit — fährt er dann fort — bestand die industrielle Thätigkeit der Frau nur in einem unnatürlichen Konkurrenzkampf gegen den Mann. Wir haben jetzt der Frau eine ganz neue Welt erschlossen, mit neuen Anregungen, Genüssen und Lebenswegen, und Sie können versichert sein, daß sie glücklich ist. Bei Ihnen freilich scheint die Frau mehr das Opfer Ihrer Zustände gewesen zu sein als jeder andere Bevölkerungsheil. Selbst jetzt noch, nachdem wir alles aus ruhiger Ferne betrachten, versteht es uns in innere Erregung, wenn wir an ihr verkommenes, unentwickeltes Leben denken, an ihr Ehejoch, an ihren engen Wirkungskreis, der oft mit den vier Wänden abschloß, und an ihren beschränkten Horizont, der nicht über die nächsten persönlichen und familiären Fragen hinausreichte. Ich denke dabei nicht nur an die Frauen der ärmsten Schichten, die sich gewöhnlich rasch zu Tode rackerten, sondern gerade auch an die Wohlhabenden und Reichen. Von den großen Sorgen und kleinen Klümmernissen des engen täglichen Lebens konnten sie sich nicht in der frischen Luft des öffentlichen Lebens erholen, da sie keine anderen Interessen als die der Familie kannten . . . Jetzt ist das alles ganz anders . . . Unsere Jungfrauen widmen sich ihren Berufen mit demselben Eifer wie unsere Jünglinge. Die Heirath, wenn sie erfolgt, bedeutet für sie keine häusliche Einsperrung und trennt sie in keiner Weise von der großen gesellschaftlichen Welt, von dem regen Treiben der Öffentlichkeit. Nur wenn die Mutterpflicht ihre Gedanken und Thätigkeiten auf andere Weise in Anspruch nimmt, dann leben unsere Frauen eine Zeit lang zurückgezogen. Später und wenn sie wollen, können sie ihren alten Platz unter den Kameradinnen wieder einnehmen, mit denen sie überhaupt niemals die engere Fühlung zu verlieren brauchen. Die Frauen sind jetzt ein glückliches Geschlecht, glücklicher als jemals zuvor, und in demselben Maße ist natürlich auch Ihre Fähigkeit, den Mann zu beglücken, gewachsen.“

„Ja — warf ich ein — werden denn die Mädchen durch die Anziehungskraft der industriellen Laufbahn nicht von der Ehe zurückgehalten?“

Dr. Leete lächelte. „Haben Sie deswegen keine Angst, lieber Herr West. Die Natur hat wohlweislich dafür gesorgt, daß — wenn in den Beziehungen zwischen Mann und Frau noch so große Umwälzungen eintreten — ihr gegenseitiges Zueinanderstreben doch unverändert bleibt. Das sollten Sie auch schon aus der einfachen Thatsache schließen, daß selbst zu Ihrer Zeit die Ehen nicht ausstarben, obwohl der harte Kampf ums Dasein alle Gedanken ausschließlich beherrschte und die Zukunft so unsicher war, daß die Uebernahme von ehelichen und elterlichen Pflichten oft wie ein verbrecherisches Wagnis erschien. Die innere Lücke, die — wie einer unserer Schriftsteller sich ausdrückt — entstanden ist durch das Fernbleiben jeder Sorge um die Existenz, wird jetzt durch zartere Neigungen und Leidenschaften ausgefüllt . . .“

„Mir will es scheinen — bemerkte ich — als ob Ihre Ehefrauen in Ihrer Existenz und Versorgung gar nicht von Ihren Männern abhängig wären?“

„Das sind sie auch nicht — antwortete Dr. Leete — so wenig wie die heranwachsenden Kinder von den Eltern, das heißt natürlich, was Ihre wirtschaftliche Versorgung, nicht etwa Ihre Pflichten der Anhänglichkeit und Liebe anbelangt. Die Arbeit der heranwachsenden jungen Leute trägt dazu bei, das Gesamtprodukt des Volkes zu erhöhen,

nicht das Einkommen des Vaters, der vielleicht schon todt ist, und darum wird der Sohn auch aus öffentlichen Mitteln versorgt . . . Und so geschieht es überall . . . Es würde unseren moralischen Sinn beleidigen, und allen vernünftigen gesellschaftlichen Grundsätzen widersprechen, wenn jemand in seiner Versorgung von anderen Einzelpersonen abhängig sein sollte. Was würde unter solchen Verhältnissen aus der persönlichen Freiheit und Würde werden? Ich weiß wohl, Sie nannten sich auch im neunzehnten Jahrhundert „frei“. Damals muß aber die Bedeutung des Wortes eine ganz andere wie heute gewesen sein, sonst hätten sie es nicht auf einen Gesellschaftszustand anwenden können, bei dem nahezu jeder Einzelne, was seine wirtschaftliche Existenz anbelangte, sich in beschämender Abhängigkeit von anderen befand, der Arbeiter vom Unternehmer, der Arme vom Reichen, die Frau vom Mann, die Söhne und Töchter von den Eltern . . . Da die Frau in ihrer Versorgung vom Manne abhängig war, so mußte selbst die Ehe aus Liebe für geistig hochstehende Frauen einen gewissen erniedrigenden Beigeschmack erhalten. Was mußte aber gar in den unzähligen Fällen geschehen, wo die Frauen den Mann nur heiratheten, um von ihm versorgt zu werden . . . Es war Raub sowohl wie Grausamkeit, daß die Männer früher sich alles Einkommen aneigneten und daß die Weiber bitten und winseln mußten, um ihren Antheil davon zurückzuerhalten. . . .“

„Ich darf wohl annehmen — meinte ich — daß eine so vollständig veränderte wirtschaftliche Stellung der Frau alle gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Geschlechtern auf das Tiefgehendste beeinflusst hat?“

„Dieser Aenderung — belehrte mich Dr. Leete — verdanken wir zunächst die vollständige Freimüthigkeit und Zwanglosigkeit im Verkehr . . . Beide Geschlechter verkehren jetzt mit einander wie vollständig Ebenbürtige, die keine materiellen Vortheile, keine Versorgung, sondern nur Liebe von einander heischen . . .“

Ich erwiderte: „Da die Frau keine Versorgung durch den Mann mehr zu erstreben braucht, so hat die Emanzipation der Frau also die Wirkung, daß Ehen nur noch aus Neigung geschlossen werden.“

„Das versteht sich ganz von selbst“, entgegnete Dr. Leete.

„Welch ein Gedanke! Eine Welt, in der nur Heirathen aus Liebe geschehen! Ach, Dr. Leete, wenn Sie es verstehen könnten, wie erstaunlich eine solche Wahrnehmung einem Manne des neunzehnten Jahrhunderts vorkommt!“

„Ich kann mir das bis zu einem gewissen Grade wohl vorstellen — meinte Dr. Leete. Aber die Thatsache, welche Sie so rühmen, hat noch viel weittragendere Folgen, als Sie beim ersten Blick vielleicht gewahren. Sie bedeutet zugleich, daß in der ganzen Menschheitsgeschichte die natürliche geschlechtliche Auswahl mit ihrer Ausbreitung der lebenskräftigsten und besten Individuen zum ersten Male ungehindert in Wirksamkeit tritt. Der Zwang der Armuth, das Bedürfnis nach einem Versorger treibt die Frau heute nicht mehr, ihren Kindern einen Vater zu wählen, den sie weder lieben noch achten kann. Reichthum und Stellung entscheiden heute nichts mehr; nur noch hervorragende persönliche Eigenschaften thun das . . . Alle persönlichen Gaben, Geist und Gemüth, Schönheit, Witz und Beredsamkeit, Güte, Großherzigkeit und Muth, sind sicher, auf die Nachwelt vererbt zu werden . . .“

„Vor einigen Tagen sprachen Sie von der körperlichen Ueberlegenheit der heutigen Menschen gegenüber Ihren Zeitgenossen. Ich glaube, wenn Sie unsere Verhältnisse noch länger kennen werden, werden Sie auch unsere geistige und sittliche Vervollkommnung wahrnehmen.“

Es würde bei unseren Lesern wenig Interesse wecken, wenn wir hier näher auf die eigentliche romanhafte Handlung des lehrreichen Buches von Bellamy eingehen wollten, an dessen Schluß wir Herrn West natürlich nicht nur als glücklichen Bürger des andbrehenden 21. Jahrhunderts, sondern auch als überglücklichen Liebenden verlassen.

Wir beenden daher unseren Auszug durch eine Rede, welche ein Prediger vor seiner Gemeinde hält und welche die wesentlichsten Unterschiede der alten privatkapitalistischen Barbarei und der neuen sozialistischen Kultur nochmals zusammenfaßt.

Herr Barton sprach also:

„Während der letzten Woche weilte unter uns ein Kritiker aus dem neunzehnten Jahrhundert, ein lebender Vertreter der Zeit unserer Urgroßeltern. Es wäre sonderbar gewesen, wenn diese außergewöhnliche Begebenheit uns nicht Stoff zum Nachdenken geboten hätte. Viele von uns haben wohl versucht, sich ein Bild der Zustände vor hundert Jahren und des damaligen Lebens zu entwerfen. Wenn ich Sie jetzt bitte, meinen besonderen Gedanken darüber Gehör schenken zu wollen, so darf ich wohl hoffen, daß Ihre eigenen Erwägungen ganz damit übereinstimmen.“

„Jedenfalls hat uns bei diesem Rückblick alle ein Gefühl übermannt: das Gefühl des Erstaunens über die ungeheuren Fortschritte, welche in einem einzigen kurzen Jahrhundert in der äußeren und inneren Lage der Menschen sich vollzogen haben.“

„Was den Gegensatz zwischen der Armuth des neunzehnten und dem Wohlstand des zwanzigsten Jahrhunderts anbetrifft, so stellt er vielleicht keinen größeren materiellen Fortschritt dar, als ihn Amerika erfuhr zwischen den ersten größeren Kolonisationsversuchen und dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts — oder Deutschland zwischen der Herrschaft Karls des Großen und derjenigen der Großindustrie . . . In der ganzen geistigen und moralischen Kultur aber gewahren wir einen Aufschwung,

wie er in der Geschichte — soweit wir auch zurückblicken — noch niemals da war. Hier dürfen wir es keinem verargen, wenn er fast geneigt ist, an ein Wunder zu glauben. Und doch, wenn wir das vermeintliche Wunder kritisch betrachten, so verschwindet sein geheimnisvolles Wesen. Es ist nicht nötig, eine vollständige moralische Neugeburt der Menschen vorauszusetzen, um die vorliegenden Tatsachen zu erklären. Sie finden ihre Begründung vielmehr in der Aenderung, welche mit der Umgebung des Menschen geschah, und welche auf den Menschen selber entsprechend zurückwirken mußte. Die Aenderung der Verhältnisse in denen der Mensch lebte, besteht aber einfach darin, daß eine Gesellschaftsordnung, welche sich auf den Eigennutz der Menschen gründete und welche nur an die menschenfeindlichen und brutalen Triebe des Menschen appellirte, ersetzt wurde durch eine Ordnung, welcher der Gemeinfinn zu Grunde lag und die alle großherzigen und sozialen Regungen der Menschenbrust in Schwung brachte.

„Meine Freunde, wenn Sie sehen wollen, wie Menschen wieder zu Raubthieren werden — was sie im neunzehnten Jahrhundert zu sein schienen — so brauchen Sie nur die alte Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung wieder herzustellen, welche jeden zwang, seinen Mitmenschen als seine natürliche Beute zu betrachten und aus seinem Ruin Nutzen zu ziehen. . . . Betrüge, übertreibe; kaufe unter und verkaufe über dem Werth; ruiniere deinen Konkurrenten; vertöde die Leute zu kaufen, was ihnen nicht taugt und zu verkaufen, was sie nicht sollten; beute deine Arbeiter aus; umwuchere deine Schuldner und betrüge deine Gläubiger — das war die allgemeine Parole jener Zeit. . . . Und doch können wir diesen Kampf um das Gold verstehen, wenn wir überlegen, was damals Mittellosigkeit und Verarmung bedeuteten. Materiell bedeuteten sie Hunger und Durst, Qual der Hitze und Kälte, unablässige Arbeit bei Gesundheit, vollständige Vernachlässigung bei Krankheit. Moralisch aber waren sie gleichbedeutend mit Unterdrückung, Verachtung und beständiger Entwürdigung, mit Verkommenheit und Verkümmern von früher Jugend ab, mit dem Fehlen der Schönheit beim Weibe, des Selbstgefühls beim Manne. Für den Geist waren sie gleichbedeutend mit dem Tode der Unwissenheit, der Erstarrung aller jener Fähigkeiten, welche uns von den Thieren scheiden. . . .

„Ja, meine Freunde, wenn auch Sie nur unter solchen Verhältnissen für sich und Ihre Kinder den Lebensunterhalt und Wohlstand erwerben könnten, wie lange würde es wohl dauern, bis auch Sie auf das Niveau Ihrer Vorfahren herabgesunken wären?

Vor zwei oder drei Jahrhunderten ereignete sich einmal in Indien ein Akt der Grausamkeit, der zwar nicht vielen Menschen das Leben kostete, der aber in seinen Einzelheiten so grauig war, daß er wohl niemals vergessen wird. Eine Anzahl Engländer wurden in einem Loche eingekerkert, das die Luft nicht für den zehnten Theil zum Athmen ausreichte. Die Unglücklichen waren wackere Männer, treue Kameraden vom Dienste her. Aber als die Erstidung sie anfiel, vergaßen sie alles, und ein entsetzlicher Kampf begann; jeder kämpfte für sich und gegen alle anderen, um sich einen Weg zu der kleinen Oeffnung zu erzwingen, in deren Nähe allein das Athmen möglich war. Die Männer wurden zu wilden Thieren in diesem Kampfe, und als ihn die Ueberlebenden später schilderten, war der Eindruck auf unsere Vorfahren ein so tiefer, daß in der Literatur die Geschichte fortwährend auftaucht als ein Beispiel dafür, wie weit das Elend den Menschen treiben kann. Unsere Vorfahren ahnten wohl kaum, daß die „schwarze Höhle zu Kalkutta“ mit ihren zum Wahnsinn getriebenen Insassen, die sich im Kampfe zerfleischen und zertreten, um einen Platz an dem Lufthohe zu erringen — uns wie ein Abbild der ganzen damaligen Kultur erschrämte. . . .

Wenn die Menschen damals auch fühlten, daß solche Verhältnisse auf die Dauer unerträglich waren, so sahen sie doch keine Möglichkeit der Besserung. Sie glaubten, daß die Entwicklung der Menschheit im Niedergange sich befinde, und daß an ein Emporstreben niemals wieder zu denken sei. Den Gemüthszustand der damaligen Menschen zeigen am besten einige Werke, die sich erhalten haben und jetzt noch in den Bibliotheken zu finden sind, und in denen mit langen Ausführungen erst bewiesen werden mußte, daß trotz der erbärmlichen Zustände das Leben doch noch immer dem Verzicht auf das Leben vorzuziehen sei! . . .

„Es ist für einen, dem es vergönnt ist, in unserem glänzenden Zeitalter zu leben, vielleicht übel angebracht, sich ein anderes Geschick zu wünschen, und doch kommt mir oft der Gedanke, daß ich mein sorgenloses und goldenes Dasein gern vertauschen würde gegen ein Leben in jener stürmischen Uebergangszeit, als heldenhafte Vorkämpfer zuerst die engen Schranken der Vergangenheit durchbrachen und den frohlockenden Augen des Volkes an Stelle der hemmenden Wälle und Mauern ein lachendes Bild des Fortschrittes eröffneten, dessen Anblick uns heute noch blendet. . . . Im Laufe einer Generation legten die Menschen die Anschauungen und Gewohnheiten der Barbarei ab, um eine Gesellschaftsordnung zu gründen, wie sie allein vernünftiger menschlicher Wesen würdig ist. Sie gaben ihre Ausbeutungsgelüste auf, sie wurden genossenschaftliche Mitarbeiter und sandten im Gemeinfinn die Grundlage des Wohlstandes und Glückes. . . . Armuth und Abhängigkeit war das schließliche Loos der großen Masse gewesen, als man vom individualistischen Standpunkt das Problem der Wirtschaft zu lösen versucht hatte. Kaum war aber das ganze Volk Besitzer der Produktionsmittel und alleiniger

Unternehmer geworden, so trat nicht nur der Reichtum an die Stelle der Armuth, sondern es verschwand auch die letzte Spur der Abhängigkeit des Menschen vom Menschen. Die menschliche Sklaverei, die man so oft verworfen hatte, war nun endgültig beseitigt. Kein Mensch konnte den anderen mehr als Werkzeug zur Profitverzeugung verwenden: die Achtung war der einzige Gewinn, den er von anderen davontragen konnte. In den Beziehungen der Menschen zu einander gab es weder Annahmung von oben noch Unterwürfigkeit von unten. Zum ersten Male stand der Mensch aufrecht auf der Erde. Die Furcht vor Mangel und die Sucht nach Bereicherung erloschen, als jedem ein behagliches Leben gesichert und ein unmäßiger Besitz verwehrt war. Es gab keine Bettler und Almosenempfänger mehr. Die zehn Gebote wurden überflüssig in einer Welt, in der es keinen Anlaß zum Diebstahl mehr gab, keine Gelegenheit, aus Furcht oder Schmeichelei zu lügen, keinen Raum für den Haß, keinen Anreiz zu Gewaltthaten. Der alte Traum der Menschheit von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, über den so viele Generationen gespottet hatten, war in Erfüllung gegangen. . . .

„Als der Mensch davon erlöst wurde, geistig und körperlich ganz im Ringen um das tägliche Brod aufzugehen, da trat eine Art vollständiger Neugeburt der Menschheit ein. An die Stelle der traurigen Hoffnungslosigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, seiner Verzweiflung an der Zukunft des Menschengeschlechtes, trat lebenweckend die berauschende Zuerst auf unsere Fähigkeiten und auf die Segnungen der Zukunft. . . . Mit einer Thräne für die trübe Vergangenheit wenden wir darum unsere Augen dieser strahlenden Zukunft zu. Der lange und traurige Winter der Menschheit ist beendet. Ihr Sommer ist angebrochen. Wie ein Falter hat sie die beengende Hülle durchbrochen und strebt den Himmeln entgegen!“

### Ein Riesen-Projekt.

Eine geradezu kolossale elektrische Zentralfstation wird jetzt in London gebaut. „Schönb. B. und N.“ macht darüber folgende Mittheilungen:

In Deptford an der Themse werden die Einrichtungen getroffen, die ganz London, die Stadt mit 4 1/2 Millionen Einwohnern, mit elektrischem Lichte versehen werden. Die Kabel sind für einen Bedarf von zwei Millionen Glühlampen gelegt und so vertheilt, daß die ganze Stadt versorgt werden kann und dabei sind noch Vergrößerungen der Station in Aussicht genommen. Vorerst werden die Maschinen und Erzeugungsräume für 250 000 Lampen eingerichtet, doch ist das Gebäude schon auf eine Million Lampen konstruirt. Den Anfang zu dieser Station, sowie zur elektrischen Beleuchtung Londons hat Sir Coots Lendran gelegt, indem er die berühmte Grosvenor-Galerie elektrisch beleuchtete ließ.

Von den Nachbarn wurde er sofort ersucht, seinen Plan zu erweitern und auch ihnen das elektrische Licht zu gönnen. So entstand die Grosvenor-Station, die immer mehr zunahm, bis sie endlich 33 000 Lampen zu versorgen hatte. Aus der kleinen Gesellschaft, die das elektrische Licht erzeugte, erwuchs eine große Aktiengesellschaft, die ein Kapital von 20 Millionen Mark eingezahlt hat. Groß ist die Kompagnie aber nur in ihrer Bedeutung, denn die Zahl der Mitglieder ist eine sehr kleine, und sie haben das Geld nicht durch öffentliche Subskription, sondern unter sich aufgebracht.

Das Kesselhaus, das jetzt gebaut wird, ist 195 Fuß lang und 70 Fuß breit und enthält Kessel für 65 000 Pferdekkräfte. Für den momentanen Bedarf wurden vorerst Kessel für 13 000 Pferdekkräfte eingesezt. Die Kessel sind in zwei Stockwerken untergebracht, im dritten sind die Kohlenvorräthe. Die Kohlen werden auf Schienen direkt von den Schiffen in die Vorrathsräume gebracht. Die Maschinen werden in zwei Häusern aufgestellt, jedes 195 Fuß lang und 66 Fuß breit. Eine starke Steinmauer trennt sie vom Kesselhaus, untereinander sind sie durch eiserne Säulen geschieden.

Im ersten Hause wird ein Maschinenpaar, das vereinigt, 3000 Pferdekkräfte erzeugt, aufgestellt. Es sind „Corliss“ Compound-Maschinen. Dieselben werden zwei Ferranti'sche Dynamos betreiben, deren jeder einen Strom für 25 000 Glühlampen erzeugt. Obwohl diese Maschinen die größten sein sollen, die bis jetzt gebaut wurden, werden sie doch noch übertroffen werden von jenen Dynamos, die im zweiten Maschinenhause aufgestellt werden.

Die Dynamos werden direkt mit den Maschinen verbunden und unmittelbar angetrieben. Von diesen großen Dynamos bedarf jedes zum Antrieb ein Maschinenpaar mit 10 000 Pferdekraften, doch wird zu Anfang nur die halbe Kraft entwickelt werden, die zur Erzeugung des Stromes für 100 000 Glühlampen genügen wird. Bei voller Kraft werden diese Dynamos den Strom für 200 000 Lampen liefern. Der Strom ist ein Wechselstrom und wird als hochgespannter erzeugt. Von der Zentralfstation Deptford wird er in fünf Hauptleitungen an die verschiedenen Vertheilungsstationen geführt und zwar mittelst einer neuen Einrichtung, welche es ermöglicht, den Strom ohne Verlust auf weite Entfernung zu bringen und was von noch größerer Wichtigkeit ist, mit unbedingter Sicherheit, wie es schon jetzt erprobt ist.

In London werden Vertheilungsstationen eingerichtet, in denen zugleich der hochgespannte Strom in einen niedriger gespannten umgewandelt wird. Die Transformatoren sind so eingerichtet, daß bei der Umwandlung des hochgespannten Stromes derselbe an Menge zunimmt, wie komprimirtes Gas expandirt wird, wenn der Druck nach-

läßt. Von den Vertheilungsstationen aus wird der Strom durch die Subsidar-Leitungen den Konsumenten zugeführt und dabei abermals „verdünnt“, so daß er in die Häuser nur mit jener Spannung eingeführt wird, die zum speziellen Bedarf erforderlich ist.

Ende 1888 sollte die Zentralfstation so weit vollendet sein, daß sie 50 000 Glühlampen speisen könnte, im Frühjahr wird sie 250 000 Lampen speisen können.

### Ein Ring der Mühlenbesitzer in den Vereinigten Staaten.

Die Ausfuhr von Brodstoffen aus den Vereinigten Staaten hat sich im Jahre 1888 um über 50 Millionen Dollars (200 Millionen Mark) im Werth vermindert.

Auch der Konsum im Inland hat dort nachgelassen. Diese Thatsache wird in Amerika allgemein zugestanden; doch fehlt es darüber vorerst an genauen Ziffern. Gewiß aber ist, daß die Vertheuerung der Lebensmittel, und namentlich von Brod, viele Tausende zur Einschränkung gezwungen hat.

Davon ist natürlich auch die Mülerei betroffen worden. Wenn der Konsum von Mehl nachläßt, so muß schließlich auch die Mülerei ins Stocken gerathen. Bereits ist gemeldet worden, daß einzelne Mülereivereinigungen die Einstellung des Betriebes beschlossen haben.

Diese Bewegung ist kürzlich gekrönt worden durch den Beschluß der nationalen „Konvention“ der Müller, welche in Milwaukee stattfand. 122 Theilnehmer repräsentiren Mühlen mit einer Leistungsfähigkeit von 86 030 Faß per Tag. Sie nahmen eine Resolution an, wonach alle Mühlen die Produktion im Januar auf die Hälfte reduzieren sollen, einerlei ob durch völliges Stillstehen während zwei Wochen, oder durch halbe Zeit während des ganzen Monats; ein Ausschuß soll am 20. jeden Monats zusammenkommen und Empfehlungen betreffs etwa zweckmäßiger Arbeitsreduktion während des folgenden Monats machen, falls dreiviertel der Müller damit einverstanden sind; ein Komitee von fünf soll die Eisenbahnen ersuchen, die Rate auf für die Ausfuhr bestimmtes Mehl fünf Cents niedriger zu machen als auf im Inlande zu verkaufendes; und schließlich soll keine Mühle während der ersten drei Monate des nächsten Jahres Mehl verschicken.

Außerdem wurde ein Komitee ernannt, welches zwischen den Produzenten von Winter- und Sommer-Weizen einen Preis vereinbaren soll, für welchen Mehl in den Ost- und Mittelstaaten zu verkaufen ist.

Wie aus diesen Beschlüssen zu ersehen, werden die Herren Müller von der Preissteigerung nicht viel zu leiden haben, vielleicht sogar einen Schnitt machen. Ihr Gewerbe ist hinreichend großkapitalistisch entwickelt, um die Möglichkeit der Aufrechterhaltung ihrer „Trusts“, oder wie man es nennen mag, zuzulassen. Besonders menschenfreundlich und-patriotisch ist ihr Beschluß, daß die Frachten für Exportmehl geringer sein sollen, als für das, welches im Lande konsumirt wird. Von der Konkurrenz im Inland befreit, nachdem sie ihre Abmachung getroffen, gegen diejenige des Auslandes durch den Zoll „geschützt“, können sie dann erst recht die Konsumenten zwingen.

Das geht nun so lange, so lange eben das Volk dazu still hält.

### Recht auf's Leben.

„Mein Herr, ich muß leben!“ sagte ein Unglücklicher zu einem Oursultanten, der ihm das Klägliche seiner Existenz vorwarf.

„Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein“, antwortete dieser kühl.

Auf dem Standpunkte dieses Hartherzigen stehen alle diejenigen, welche selbst genügend zum Leben haben, und für die es bequemer ist, ihren schlechter situirten Mitmenschen die Existenzberechtigung abzuspochen, als darüber nachzudenken, wie es möglich zu machen ist, daß die menschliche Gesellschaft für alle ihre Mitglieder die nöthigen Existenzmittel schafft.

Als Raskins jenen Ausspruch in ein „wissenschaftliches“ Gewand zu kleiden suchte, häufte er eine Masse scheinbaren Beweismaterials auf; dabei aber, wie später schlagend bewiesen wurde, sorgsam vermeidend, auch dasjenige Material in Betracht zu ziehen, welches nicht in seine Argumentation paßte. Er hatte sich einmal in seine Idee verannt und nach alter Art verschmähte er es nicht, sie selbst durch falsche oder einseitige Berechnungen, ja sogar durch unrichtige Angaben zu begründen.

Jeder Mensch muß leben. So wenig der Arzt das Recht hat, einen Kranken abzuhauen, der seiner Ansicht nach unrettbar verloren ist, so wenig hat die menschliche Gesellschaft das Recht, sich des vermeintlichen Ueberflusses von Mitgliedern zu entledigen. Wenn jene Maxime die maßgebende in der menschlichen Gesellschaft sein würde, so stände der Mensch mit seiner gepriesenen Vernunft unter dem Thier.

Und wohin sollte es führen? Man spricht in einem Lande von Uebervölkerung, welches, mit anderen Ländern verglichen, noch für Millionen Platz hat. Man trägt sich ernstlich mit dem Gedanken, dieser eingebildeten Uebervölkerung Einhalt zu thun, ohne jemals auf den Gedanken zu kommen, darüber nachzuforschen, was geschehen könne, um 47 Millionen Menschen in einem Lande zu ernähren, das nach den Feststellungen der Wissenschaft — selbst bei der gegenwärtigen Lebensmittel-Produktion — für eine viel größere Zahl Raum hat.

Vernunftgemäß müßte jeder denkende Mensch, der

vom Gespinnst der Uebervölkerung geplagt wird, sein ganzes Streben darauf richten, daß Zustände geschaffen werden, in welchem nicht der eine Theil der Bevölkerung auf Kosten des andern im Ueberfluß schwelgt; Zustände, in welchen nicht die übergroße Masse gleich einem Tantalus nach den Früchten schmachtet, die ihr unerreichbar in riesigen Magazinen aufgespeichert liegen und die doch von ihr selbst hervorgebracht wurden!

Aber freilich, es ist ja viel einfacher und bequemer, die Nothwendigkeit nicht einzusehen, daß „andere Leute“ auch leben wollen.

### Den Münchener Sozialdemokraten

ist, nachdem ihnen durch die gerade in der bairischen Hauptstadt besonders rigorose Anwendung des Ausnahmegesetzes seit nunmehr vollen 10 Jahren jede politische Vereinsfähigkeit und — mit Ausnahme der Wahlen — auch fast jede Versammlungsfähigkeit unmöglich gemacht worden war, es jetzt gelungen, einen „Verein für völkstümliche Wahlen“ ins Leben zu rufen.

Die am 1. Januar erfolgte Gründung des Wahlvereins hängt unmittelbar mit dem sensationellen Ausgange des jüngsten, vierten Münchener „Geheimbunds“-Prozesses zusammen. Das Urtheil in diesem Prozesse gleich den Erkenntnissen in einigen anderen ähnlichen Anklagesachen, haben gezeigt, daß sich in den Kreisen der Richter endlich doch eine Aenderung in der Auffassung des Begriffes der „geheimen Verbindung“ anbahnt. Die Zeit, wo die Anklagen auf Grund der §§ 128, 129 wie Pilze emporwuchsen, indem man einerseits jede öffentliche politische Wirksamkeit der Sozialdemokraten systematisch niederhielt, während man andererseits die dadurch mit Nothwendigkeit hervorgerufene Verlegung der unumgänglichen Verordnungen über Wahlen, Unterstufungen und ähnliche Dinge der einfachsten und legitimsten Art in engere private Kreise als strafbare Geheimbunds-Thätigkeit erklärte und durch den Aufwand der kunstreichsten Mittel zum Gegenstande hoher Verurtheilungen zu machen wußte — diese Zeit ist am längsten gewesen. Ueberall, in der öffentlichen Meinung wie in der Rechtssprechung, zeigen sich die deutlichen Spuren der inneren Umnachtung; und auch die politischen Behörden werden sich den veränderten Umständen auf die Länge nicht entziehen können.

Daher auch die jetzt öfter als sonst wiederholte Erklärung der Regierungen und ihrer Anhänger, daß man nur die gefährliche „geheim“ Wirksamkeit der Sozialdemokratie bekämpfe, ihr offenes Auftreten innerhalb der gesetzlichen Schranken aber nicht hindern wolle — eine Behauptung, über deren Aufrichtigkeit man freilich auf Grund zahlreicher Erfahrungen verschiedener Meinung sein kann. Die Münchener Genossen aber hatten Ursache zu der Annahme, daß der Zeitpunkt in dieser Beziehung ein günstiger sei. Sie nahmen die Regierung beim Wort und hatten — trotzdem sie in völliger Offenheit vorgingen und sich weder hinter vorgeschobene Personen noch Dinge verschanzten, sondern durch den Genossen Vollmar ihre Grundsätze und Absichten den maßgebenden Stellen schriftlich und mündlich, klar und deutlich darlegten — Erfolg wenigstens bisher. Der neue Verein ist freilich keineswegs auf Kosten gebettet, sondern wird sich eine Vorsicht und Selbstbeschränkung auferlegen müssen, wie sie nur durch die politische Einsicht und durch die hohe Disziplin der Sozialdemokratie möglich zu machen ist. So ist der Verein u. a. unter verdoppelter Versammlungsbeaufsichtigung gestellt, während allerdings andererseits zugefagt worden ist, daß mit diesem Amte nur besonders qualifizierte Beamte betraut werden sollen, welche ein hinreichendes Verständnis für dasselbe besitzen und nicht durch Ueberreife oder Formensucht künstliche Schwierigkeiten schaffen. Jedenfalls wird seitens des Vereins alles innerhalb der Grenzen der Möglichkeit und Würde gethan werden, um trotz aller vorhandenen Schwierigkeiten seine Aufgabe zu erfüllen. Sollten aber trotzdem über kurz oder lang die ihm berechneten Hindernisse übergroß werden, er dem ja stets verwendungsbereiten Ausnahmegeetze zum Opfer fallen, so wird der gemachte Versuch mindestens den nicht geringen Vortheil haben, bei etwa wiederholten Anklagen wegen „geheimer“ Thätigkeit der Rechtssprechung wie der Öffentlichkeit den Beweis zu liefern, wie gering in der That das Verlangen der Sozialisten nach Geheimbündelei ist und wie bereit sie im Gegentheil zur vollen Öffentlichkeit sind, wenn man ihnen nur irgendwie die Möglichkeit dazu bietet! Dieser Beweis würde nicht durch irgendwelche dunkle Zeugenaussagen und künstliche Anklagegebäude aus der Welt geschafft werden können und darum von Gewicht sein. Es ist darum auch anzunehmen, daß die Regierung ihr Verhalten gegenüber der weiteren Wirksamkeit des Vereins, nachdem derselbe einmal besteht, nicht ausschließlich vom Standpunkte der gewöhnlichen polizeilichen Erwägungen, sondern von mehr politischen Gesichtspunkten aus einzurichten wird.

Im übrigen ist das Programm des Wahlvereins ein ziemlich weites. Denn dasselbe bezieht sich nicht nur auf die unmittelbare Wahlthätigkeit, sondern umfaßt auch die gesammte Vorbereitung auf die Wahlen zu Reichstag und Landtag, durch Werbung von Mitgliedern, Veranstaltung von politischen Vorträgen und Besprechungen in den allmonatlichen und sonst stattfindenden öffentlichen Vereinsversammlungen, Benützung der Presse u. s. w.

Die erste Versammlung hat bereits letzten Montag, den 7. d. M., stattgefunden. Die Anzahl der Erschienenen und in die Mitgliederlisten Eingetragenen war so groß, daß sofort an die Erwerbung eines viel größeren Versammlungssaales gegangen werden muß. Es wurden die mit der Gründung des Vereins zusammenhängenden Schritte dargelegt und namentlich die an das Polizeipräsidium gerichtete und auch zur Kenntniß der höheren Stellen gelangte ausführliche, ebenso offen als würdig gehaltene Darlegung der die Gründung bedingenden Verhältnisse verlesen. Die Versammlung erklärte sich einhellig einverstanden, nahm sodann die aufgestellten Satzungen unverändert an und wählte schließlich fast einstimmig, mit Zersplitterung von nur 2-3 Stimmen, einen Vorstand von 3 Mitgliedern. Derselbe besteht aus Vollmar, Vorsitzender, Agent Mühlbauer, Schriftführer, Schreiber Köschl, Schatzmeister. Der Verein wird sofort seine öffentlichen Vorträge und Diskussionen beginnen und mit ganzer Kraft in die kommende, wichtige Reichstags-Wahlbewegung eintreten!

Daß das Vorgehen der Münchener Genossen und der von ihnen nach so langer Zeit erzielte Erfolg in der Presse nicht unbeachtet bleiben konnte, ist begreiflich. Die Zeitungen der verschiedenen Parteien besprachen die Sache je vom Standpunkte ihres Verständnisses und ihrer Interessen. Die Einen lobten die bayerische Regierung, Andere knüpfen daran die treffliche Bemerkung, daß mit der Gründung des Vereins die „gemäßigte Richtung“ die Oberhand gewonnen habe und die „Extremisten der Wahlenthaltung“ unterlegen seien. Und ähnliche Dinge mehr, über welche zu sprechen nicht der Mühe lohnt. Im allgemeinen aber sind wir bis jetzt wenigstens keiner unangenehmen Aeußerung begegnet. Nur ein Blatt macht eine Ausnahme: die „demokratische“ „Frankfurter Zeitung“. Dies Blatt bringt es fertig, in einem Artikel die Einreichung der von uns erwählten Darlegung an die Behörden „eigenthümlich“ zu finden, diesen „eigenthümlichen“ Eindruck sodann „höfentlich“ nur der ungeschickten Fassung der Nachricht eines nationalliberalen Blattes zuzuschreiben, und unmittelbar darauf die erbärmliche Insinuation hinzuzufügen, ob es sich nicht am Ende um einen an maßgebender Stelle gestempelten „Verein“ handle! Das einem in prononciertester Weise als sozialdemokratisch auftretenden Verein gegenüber. Und wozu? Um am Schlusse des Berichtes den eigenen „demokratischen“ Verein in München, der alle Vierteljahre einmal sich mit 2 oder 3 Duzend Mann zeigt und in

dem sozialistischen Wahlverein einen Konkurrenten fürchtet, in gefälliger Erinnerung zu bringen. Pfui Teufel, alte Frankfurterin; schäme dich, wenn du es noch kannst!

### Politisches und Sozialpolitisches.

Nach einer Zusammenstellung der „Moskauer Nachrichten“ betrug die Zahl der nach Sibirien Verbannten in Rußland in den Jahren:

1827—46	159 755
1867—76	151 585
1870—77	114 370
1880—86	120 000

Zusammen also: 545 710

Von dieser Gesamtzahl wurden auf administrativem Wege verschickt:

1827—46	51 pEt.
1867—76	78 500
1870—77	63 442
1880—86	64 531

Die auf administrativem Wege Verbannten sind bekanntlich fast ausnahmslos „politische Verbrecher“.

Diese Zahlen bedürfen im Allgemeinen wohl keines Kommentars; besonders hervorgehoben zu werden verdient jedoch die Thatsache, daß der vom Spießbürgertum Westeuropas als edel und liberal verhimmelte Alexander II. sich weit besser auf die Deportation verstand als der despotische Nikolaus. Die Zahlen lassen aber nicht nur auf eine wachsende wahnsinnige Reaktion seitens des Zarismus schließen, sondern auch auf eine entsprechende Bewegung des Widerstandes, der stillen Revolution, die sich durch keine Verfolgung zurückschrecken läßt. Sie sind gleichzeitig ein Gradmesser für die Bestrebungen der Reaktion wie ein Beweis für das „Und sie bewegt sich doch!“ des russischen nationalen Lebens.

**Zum Kampf um den Achtstundentag** richten die amerikanischen Arbeiterblätter folgenden auch für die deutschen Arbeiter beachtenswerten Appell an ihre Leser: Wenn der Achtstundentag am 1. Mai 1890 eingeführt werden soll, müssen die meisten Gewerkschaften bis 1. Mai 1889 ihre Mitgliederzahl verdreifachen und bis 1. Mai 1890 mindestens verdreifachen. Die Gewerkschaften sollten sich nicht einreden, daß sie lediglich durch die Massenversammlungen, die an Washington's Geburtstag, sowie am 4. Juli und am Labor Day (Arbeits-Feiertag) im ganzen Lande abgehalten werden sollen, den Achtstundentag am 1. Mai 1890 erlangen werden. Massenversammlungen sind häufig nur Seifenblasen. Der Achtstundentag kann nicht durch Massenversammlungen errungen werden, sondern nur durch mächtige Trades-Unions (Gewerkschaften), vor welchen das „Scabthum“ verschwindet. Massenversammlungen sind ganz gut und unter Umständen sehr notwendig, aber auf sie ist kein Verlaß. Massenversammlungen erzeugen wohl Begeisterung; aber zur Erlämpfung des Achtstundentages gehört mehr als „Begeisterung“, die in der nächsten Stunde verfliegen kann; es gehört Bewußtsein und Ueberzeugung dazu. Die „Begeisterung“ kann wohl Jemanden in den Kampf treiben; aber nur die „Ueberzeugung“ läßt ihn im Kampfe ausharren. Wer mit „Begeisterung“, aber ohne tiefere Ueberzeugung sich in den Kampf stürzt, ist kein sicherer Kämpfer; wenn ihm nicht rascher Sieg folgt, droht ihm Ermüdung. Diese Ueberzeugung den Massen beizubringen, damit sie lernen, alle Chancen des Kampfes zu ergreifen, ist Aufgabe und Zweck der Gewerkschaften. Wenn sie dieser Aufgabe nicht gerecht werden, ihren Wirkungskreis nicht ausdehnen, ihre Mitgliederzahl nicht vervielfachen, dann bekommen sie keinen Achtstundentag, weder am 1. Mai 1890, noch am 1. Mai 1891. Von Nichts kommt Nichts. Der Achtstundentag wird nicht gegeben werden, sondern genommen werden müssen. Er kann aber auch nicht genommen werden, wenn eine Gewerkschaft 50 oder 100 Mitglieder in einer Stadt zählt, in der sich 500 oder 1000 Berufsarbeiter einer Branche noch außerhalb der Gewerkschaft befinden. Keine Mission also! Sondern berechnete Care Zahlen! Es giebt keinen Achtstundentag ohne starke Gewerkschaften!

**Die Abrechnung über den Weberstreik in Neumünster** ist nunmehr veröffentlicht. Von den Arbeitern und sonstigen Einwohnern Neumünsters wurden 6568,12 M. an Unterstufungen für die Streikenden aufgebracht. Hamburg sandte insgesamt 1421, Berlin 1171,05 M. Die gesammte Einnahme betrug 16 953,55 M.; die Ausgabe 20 127,45 M. Das Defizit beträgt also 3173,90 M., zu deren Deckung die Arbeiter Deutschlands hoffentlich recht eifrig beitragen.

**An die Arbeiter Berlins und Deutschlands.** „Austritt aus dem Fachverein“, war der Neujahrsgruß, den die Steinmehnen Berlins von ihren Meistern erhielten und durch Unterschrift anerkennen sollten. Grund zu dieser Maßregelung war die Ablehnung des Gesellenausschusses für die neugegründete Innung.

Die Steinmehnen Berlins sind entschlossen, ihren Fachverein hochzuhalten und bereit, opferwillig dafür einzutreten. An Euch, Arbeiter, alle richten wir hiermit die Bitte, uns in diesem, für unsere kleine Gewerkschaft so schweren und bedeutungsvollen Kampfe zu unterstützen und auch darin wieder die Gemeinsamkeit der Interessen aller Arbeiter für die Vertheidigung ihrer Rechte zu beschütigen. Mit Ruhe, Ausdauer und Eurer Hilfe werden wir auch ferner unserem Fachverein den bisher bewährten Einfluß sichern können.

Sendungen wolle man an Steinmehnen Herrn Joseph Felsche, Roabit, Melanchthonstraße 5, S. r. L., gelangen lassen. Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck gebeten.

**Die Lohnkommission der Posamentiere und Berufsgenossen Berlins** veröffentlicht, daß der Streik der Posamentiere so gut als zu Gunsten der Gehilfen erledigt zu betrachten ist. Von den wirklich in Betracht kommenden Fabrikanten haben schon 30 bedingungslos die Forderungen der Gehilfen angenommen. Von verschiedenen anderen gehen noch Unterschriften ein.

### Bereine und Versammlungen.

**Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsklassen**, (E. G.) hat nach dem letzten Monatsbericht einen Vermögensbestand von 17 146,45 M., mithin pro Mitglied 18,82 M. Diese Kasse nimmt Personen ohne Unter-

schied des Berufes und Geschlechts im Alter von 14—45 Jahren jederzeit auf und bestehen verschiedene Versicherungsklassen. Für die geleisteten Wochenbeiträge von 18—60 Pf. wird bei Erkrankungsfällen eine Unterstufung von 4,50 bis zu 15,00 M. gewährt, bei etwaigem Todesfall den Hinterbliebenen ein Begräbnisgeld von 45—150 M. gezahlt. Für Berlin sind 5 örtliche Verwaltungsstellen errichtet, wo jederzeit Beitrittserklärungen entgegengenommen werden, und zwar Berlin I: Kassirer E. Schilling, Köpenickerstr. 48; Berlin II: Kassirer J. Schumacher, Mariannenstr. 8; Berlin III: Kassirer S. Kubolph, Kolonnenstr. 150a; Berlin IV: Kassirer M. Feißig, Hornstr. 16; Berlin V: Kassirer A. Beyer, Stromstraße 37; Charlottenburg: Kassirer Fr. Zieles, Berlinerstr. 147. Ferner beim Vorstehenden W. Sasse, Palenhaide 48. Außerdem beim Hauptkassirer Ed. Kühnelt, Teplitzstr. 13a., wo auch jede gewünschte Auskunft erteilt wird. — Berlin I: Versammlung heute Sonnabend, den 12. d. M., Abend 8 Uhr, Damentraße 78. — Berlin II: Versammlung heute Sonnabend 8 Uhr bei Löskow, Pringelstraße 79.

**Die Töpfer Berlins und der Umgegend** hielten behufs Beschlußfassung über das Baujahr 1889 am 7. d. M. im Saale des alten Schützenhauses (Linienstraße) unter Vorsitz des Herrn Thieme wiederum eine recht zahlreiche besuchte öffentliche Versammlung ab. Aus der Wahl der Tarifkommission gingen schließlich als gewählt hervor die Herren Abendroth, Balke, Veier, Peters, Scholz, Bachar und Heiland. Bezüglich der Tarifrevision waren verschiedene Anträge eingelaufen. Dieselben wurden der Kommission zur Verächtlichung überwiesen und derselben anheimgegeben, nach eigenem Ermessen die Revision des Tarifs auszuarbeiten und eine zeitgemäße Lohnerhöhung in Vorschlag zu bringen. Angenommen gegen 8 Stimmen wurde indessen der Antrag, die tägliche Arbeitszeit um eine Stunde (auf acht Stunden) zu verkürzen. Die Wahl eines Vertrauensmannes an Stelle des Herrn Kozielecki wurde bis zur nächsten Versammlung verschoben.

— Freie Vereinigung der Zuschneider, Stepper und Borrichter Berlins. Sonnabend, den 12. d. M., Abends 7/9 Uhr, große Mitgliederversammlung.

— Der Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher hält seine Sitzungen regelmäßig jeden Dienstag nach dem ersten und fünfzehnten im Monat in Jordans Salon, Neue Gränstr. 28, ab.

— Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. G. 29, Hamburg), Filiale Berlin L. Sonnabend, den 19. d. M., Abds. 8 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung im Restaurant Winter, Plästerfeldstr. 8. Jahresbericht pro 1888. — Sonnabend, den 16. Februar: Großer Wiener Maskenball in den Gesammtsäumen der Berliner Vorkrauerer am Tempelhofer Berg. Billets à 50 Pf.

— Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampf-Armaturen. Sonntag, den 13. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung bei Heidrich, Dentschstr. 22, I. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Ernst über „Revolution in der Literatur“. Ausgabe der Billets zu dem am 16. Februar stattfindenden Maskenball. Verschiedenes und Fragelosen. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt.

— Verband der Köbelpolier von Berlin und Umgegend. Sonnabend, den 12. d. M., Großer Wiener Maskenball im alten Schützenhause, Linienstr. 5. Anfang 8 1/2 Uhr. Entree Herren 75 Pf., Damen 25 Pf. Billets sind in den Zahlstellen zu haben.

— Der unentgeltliche Arbeitsnachweis für Klavierarbeiter befindet sich Waldemarstr. 61, bei Pfister.

### Literarisches.

**Soeben ist erschienen das 11. und 12. Heft von der „Französischen Revolution“**. Volkstümliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789—1804. Von Wilhelm Bloß. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. (Stuttgart, Dick.) Zu beziehen durch alle Expeditionen, pro Heft 20 Pfennig.

**Vom „Volkstfreund“**, illustrierte Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung mit den Beilägen „Die Kunsthalle“ und „Der Hausarzt“ ist soeben das neueste Heft erschienen und ist der Inhalt wiederum ein sehr reichhaltiger.

### Briefkasten.

**Die Freunde unserer Zeitung** ersuchen wir um gefällige Mittheilungen von Adressen aus ihren Bekanntenkreisen von solchen Personen (besonders auswärtig) welche voraussichtlich geneigt sind, auf die „Volkstribüne“ von jetzt ab zu abonniren. Nach Empfang der Adressen werden wir an die Betreffenden Probenummern unserer Zeitung absenden. Natürlich muß die Mittheilung rasch geschehen.

**Schl. in Eisenach.** Monatlich 50 Pf.

**N. N. 90.** Direkt in Zeitg und Umgebung haben wir keine Abonnenten. Vielleicht haben die Betreffenden bei der Post abonniert.

**Maier und Wagenbauer, Berlin.** Wir ersuchen die Kassirer um Angabe ihrer Adressen.

**Neue Abonnenten in Kopenhagen.** Wir bitten den Betrag in Briefmarken einzusenden.

**L. in Blauen.** Januol, es ist der Radan-Hörster.

**Altersversicherung.** Die Vereinigung deutscher Berufsgenossenschaften hat sich am 17. Dezember 1887 allerdings in außerordentlicher Versammlung dafür erklärt, daß die Berufsgenossenschaften Träger der Invaliden- und Altersversicherung werden sollten. Dagegen war der „Zentralverband deutscher Industrieller“ gegen die Berufsgenossenschaften und für eine Reichsversicherungsanstalt. Auf diesen Standpunkt hat sich alsdann in seiner am 19. Dezember v. J. abgehaltenen Sitzung auch der Ausschuß des „Verbandes der Berufsgenossenschaften“ gestellt, indem er die Alters- und Invalidenversicherung einer über das ganze Reichgebiet sich erstreckenden Versicherungsanstalt übertragen will.

**Reichstag.** Die Kartellparteien hatten bei den Angstwahlen im Februar 1887 noch nicht die Hälfte der Wähler hinter sich: von 7 1/2 Millionen abgegebenen Stimmen entfielen nur 3 1/2 Millionen auf die Kandidaten der Kartellparteien. Die Kartellmehrheit im Reichstag umfaßt gegenwärtig 215 unter 397 Mandaten. Von diesen 215 sind drei (Offenburg, Dinslaken-St. Wendel, Gelle-Gilhorn) bei bevorstehenden Ersatzwahlen gefährdet. Fallen diese unglücklich aus, so behalten die Kartellparteien nur noch 13 Stimmen (212) über die absolute Mehrheit (199).

**S. u. J.** Die fünf größten Städte der Welt sind nach der Einwohnerzahl: London mit ca. 4 300 000, Paris mit ca. 2 300 000, Peking mit ca. 1 600 000, Berlin mit 1 414 980 und New-York mit ca. 1 210 000.

**J. W., Mühlheim.** Es ist am besten, wenn Sie das Geld an die Expedition senden.

**50,000 Arbeiter.** Sie haben vollständig Recht: Der Arbeiter soll auch gegnerische Blätter lesen. Unsere Notiz galt nur denjenigen, die noch nicht einmal den Arbeiterstandpunkt kennen und daher kritiklos auf das Gerede der Gegner hereinfallen.

**Göring.** Wir sind in solchen Fragen gar nicht orientirt.

**Sufam.** Nehmen Sie einen Zeugen mit und lassen Sie in dessen Gegenwart die Versicherung wiederholen. Dann klagen Sie,